2,00 DM / Band 783

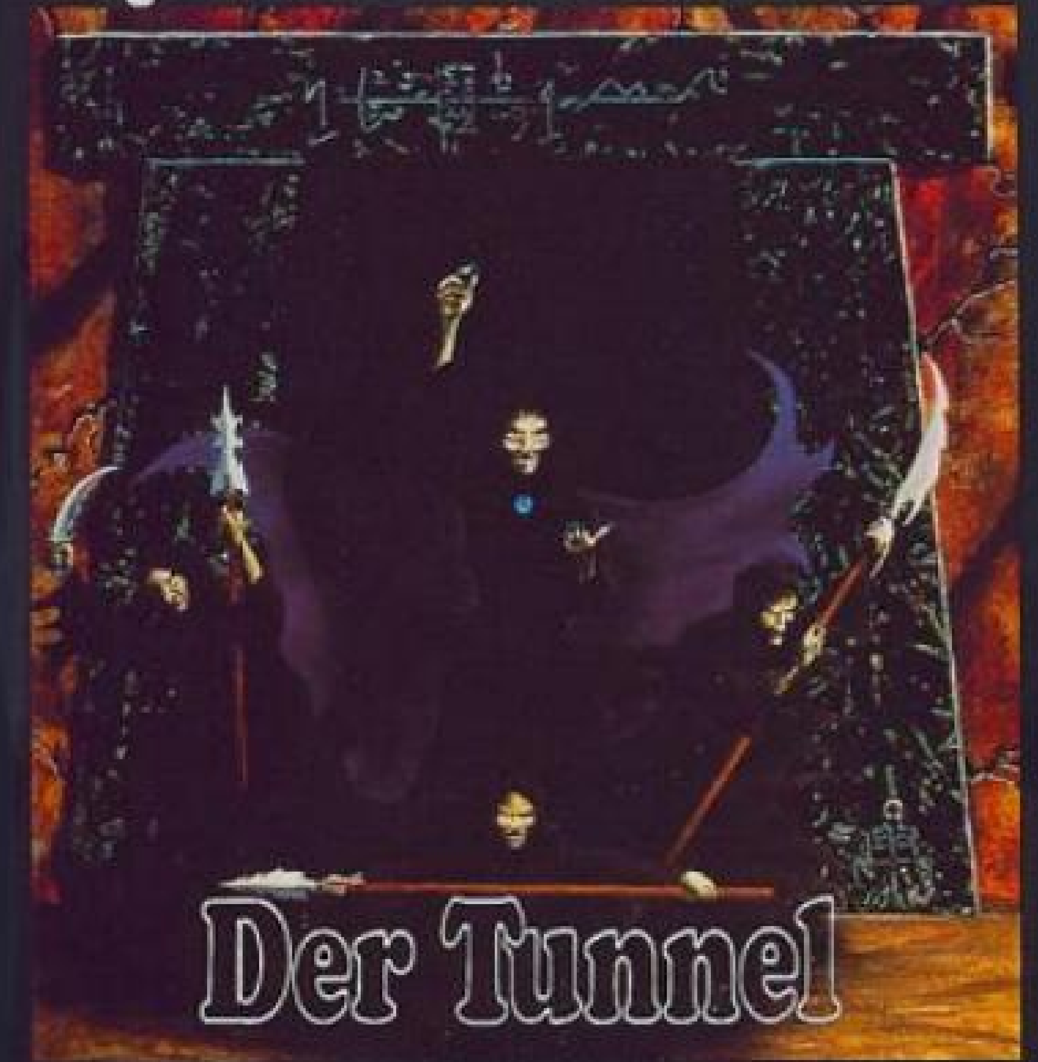
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Tunnel

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,80 / Spanien P 200



Der Tunnel

John Sinclair Nr. 783

von Jason Dark

erschienen am 06.07.1993

Titelbild von Blanchard

Sinclair Crew

Der Tunnel

Die Dunkelheit war ein gefräßiges Tier! Zumindest empfand Ed Halloran sie so. Er konnte sich einfach nicht mit ihr anfreunden, obwohl er sie längst kannte. Er arbeitete mit ihr, er arbeitete in ihr.

Dieser verfluchte Stollen war zu seiner zweiten Heimat geworden.

An diesem Tag aber verspürte er vor ihr eine Furcht, wie er sie zuvor nie erlebt hatte.

Die Stimmen seiner Kollegen waren weit hinter ihm zurückgeblieben. Sie »schwammen« in einer fernen Welt, während er andere Regionen betreten hatte. Tiefen, in die seit langen Zeiten kein Mensch mehr vorgedrungen war, doch Halloran musste den Weg gehen. Es gehörte zu seinen Aufgaben, neue Gebiete zu erschließen, denn seine Gesellschaft wollte wissen, ob sich der Abbau auch in Zukunft lohnte.

Halloran trug einen Helm auf dem Kopf, an dem eine Lampe befestigt war. Er hatte sie eingeschaltet, und der Lichtkegel tanzte im Rhythmus seiner Schritte. Seine Kleidung bestand aus festem Material und war an bestimmten Stellen gepolstert, an den Knien, zum Beispiel.

Der Stollen war eng. Starke Bohrer hatten ihn ins Gestein gefräßt und irgendwann eine Höhle erreicht. Und dieses zufällig entdeckte Höhlensystem sollte Ed Halloran erforschen.

Um die Hüften herum hing der Gürtel mit den Messgeräten. Sogar ein schmaler Geigerzähler befand sich darunter. Er hatte sich bisher nicht gemeldet.

Man wollte eben auf Nummer Sicher gehen. Niemand wusste, welche Gase sich in dem Höhlensystem gebildet hatten, ob es Radioaktivität gab, und da war es gut, wenn ein Pionier die entsprechenden Analysen durchführte.

Halloran gehörte zu den Männern, auf die man sich verlassen konnte. Er war ruhig, besonnen, behielt auch in schwierigen Situationen stets den Überblick.

So war es in den Jahren immer gewesen, nur eben nicht heute. Da war einiges anders gelaufen. Zuerst nicht, aber jetzt, wo er beinahe das Ende des Ganges erreicht hatte, gefiel ihm die Dunkelheit nicht mehr. Sie war so fremd und anders geworden, ohne dass Ed hätte sagen können, woran es nun lag. Sie umgab ihn wie schwarzer Schmier, und er hatte auch den Eindruck, als würde der Lichtstrahl immer kürzer, selbst dann, als er stehen blieb und eine kurze Pause einlegte.

Kam die Finsternis auf ihn zu? War sie ein Nebel, der sich bewegte?

Er wusste es nicht und wunderte sich. Gleichzeitig allerdings empfand er eine gewisse Beklemmung, und dieses klaustrophobische Gefühl wollte nicht weichen.

Was war das nur?

Halloran überkam das Gefühl der Furcht. Er war allein, nur kam er sich nicht so vor. Er fühlte sich beobachtet, unter Kontrolle gehalten, ohne einen Feind zu sehen.

Da stimmte etwas nicht, und vor allen Dingen nicht mit der Dunkelheit. Deshalb löste er seine Stablampe vom Gürtel, um sich zu überzeugen, was da faul war.

Er schaltete sie ein und verfolgte den Weg des Lichtbalkens, der in die Dunkelheit vorstieß. Nicht allein in sie, auch in eine sehr bedrückende Stille, die zwischen den Wänden hing. Ein Gefühl warnte ihn davor, noch weiter zu gehen, das ignorierte er, weil er sich nicht lächerlich machen wollte. Seine Kollegen würden bestimmt spotten, wenn er ohne Ergebnis zurückkehrte und dem Einsatzleiter erklären musste, dass er vor der Dunkelheit kehrtgemacht hatte. Das nahm ihm niemand ab.

In der Tasche trug er ein Sprechfunkgerät. Die Verbindung war nicht besonders, immer durch ein Knacken und Rauschen gestört, die Stimmen der Kollegen konnte er jedoch verstehen, und kurz nachdem er seinen Namen genannt hatte, erhielt er schon Antwort.

»Wie sieht es aus, Ed?«

»Finster.«

Sein Chef lachte. Er hieß Jake Braddock, galt als Mann der Tat, war ziemlich rau, kam mit seinen Leuten allerdings gut zurecht. Wer hier arbeitete, wusste, wo er seinen Job tat. »Sonst noch was, Ed?«

»Sehr finster.«

Braddock brummte unwillig. »Das sind Antworten, die ich mir selbst auch hätte geben können. Wie finster denn? Was ist los? Warum redest du so komisch?«

»Ich sage nur, wie es ist.«

Braddock räusperte sich. Es klang komisch, als würde Papier über Papier schaben. »So habe ich dich noch nie gehört. Du klingst auch nicht, als hättest du was getrunken. Sag endlich, was in dem verdammten Stollen los ist!«

Halloran seufzte. Er überlegte, was er sagen sollte. Würde Braddock ihm glauben? Nein, denn er konnte kaum in Worte fassen, was er fühlte. Unter Umständen machte er sich lächerlich, doch da war noch immer die innere Stimme, die ihn warnte.

»He, Ed! Bist du eingeschlafen?«

»Nein, ich bin noch hier.«

»Dann gib einen Bericht.«

Halloran wischte sich den Staub von den Lippen. »Okay, den kannst du haben. Es liegt an der Dunkelheit.«

»Wieso? In diesen Stollen ist es immer finster. Das solltest du doch wissen.«

»Klar, aber nicht so.«

Braddock war etwas irritiert. »Kannst du mir sagen, wie du das meinst, Junge?«

»Nein.«

»Scheiße.«

»Man kann es fühlen, Jake.«

Jetzt ließ sich Braddock mit seiner Antwort Zeit. »Ahm… habe ich dich richtig verstanden? Du hast gesagt, dass man es fühlen kann. Stimmt doch – oder?«

»Ja.«

»Damit kann ich nichts anfangen. Ich habe dir zugehört, bin aber noch immer so schlau wie zuvor. Bitte, Ed, ich weiß nicht, was ich dich noch fragen soll.«

»Nichts, Jake.«

»Willst du zurück?«

Halloran geriet ins Grübeln. Eine gute Frage war das gewesen. Er überlegte, ob es nicht für ihn am besten war, wenn er sich auf den Rückweg machte. Noch hatte er Zeit, die Dunkelheit würde ihn sicherlich nicht einholen können, wenn er sich beeilte. Auf der anderen Seite aber konnte er sich leicht lächerlich machen, und das wiederum wollte er auch nicht riskieren.

»Ich bleibe, Jake.«

»Gut, kannst du das zeitlich eingrenzen?«

»Nein.«

»Wie weit bist du denn?«

»Ich stehe kurz vor dem Durchbruch.«

Aus dem Lautsprecher klang Braddocks zufriedenes Grunzen.

»Das ist immerhin etwas. Kannst du bereits erkennen, was sich dahinter befindet. Muss ja ein Loch sein oder eine Höhle…«

»Kann ich noch nicht. Ich habe hineingeleuchtet, aber«, er musste sich räuspern, »da hat es dann die großen Probleme gegeben. Ich kann einfach nichts sehen.«

»Dann ist deine Lampe zu schwach?«

»Die reicht. Für mich ist die Dunkelheit zu dick, Jake. Das Licht schafft sie einfach nicht.«

»Was sagst du da?«

»Ja, ich komme nicht durch. Es ist zum Verrücktwerden. Das Licht packt die Finsternis nicht. Ich habe das Gefühl, als bestünde sie aus dunklem Schlamm, der sogar weiterwandert, direkt auf mich zu, verstehst du, Jake?«

»Nein«, sagte Braddock. »Das verstehe ich nicht. Das will nicht in meinen Kopf.«

»In meinen auch nicht, Jake.«

»Und was ist da wirklich?«

Halloran verdrehte die Augen. »Ich kann es dir nicht sagen, Jake. Das kann ich wirklich nicht. Du musst mir glauben. Es ist alles nicht so, wie es hätte sein sollen.«

»Ja, das höre ich.«

Halloran konnte Jake verstehen. Er hätte an seiner Stelle nicht anders reagiert. Deshalb sagte er: »Ich werde weitergehen und dir dann Bescheid geben – okay?«

»Gut. Aber gib Acht.«

»Klar, mach ich doch immer.« Halloran ließ das Gerät wieder in seiner Tasche verschwinden. Er wollte seinen Job weitermachen. Allerdings nicht bis zum bitteren Ende. Einige Yards wollte er noch vorgehen. Vielleicht bekam er etwas mehr heraus, auch deshalb, weil er zwei Lampen brennen ließ.

Nach dem Geräusch empfand er die Stille als doppelt schlimm. Es war jede Verbindung zur Außenwelt abgebrochen, er fühlte sich so

allein und verlassen, die Stille bedrückte ihn, sie war wie ein Eisblock, in dessen Mitte er sich befand.

Halloran leuchtete die Wände ab. Sie standen sehr eng zusammen, waren gut zu sehen, und Halloran empfand dies als normal, weil er es von zahlreichen Arbeitsstunden her kannte. Was ihm nicht passte, war die andere Dunkelheit jenseits des Ganges, die unnatürliche, diese lichtlose Schwärze.

Er blies den Atem aus. Alles schmeckte nach Staub und Gestein.

Das Zeug lag überall. Auf seiner Zunge ebenso wie in den Nasenlöchern oder den Ohren. Es klebte als graue Bemalung in seinem Gesicht und war zum Glück nicht in die Augen gedrungen, weil er bei Expeditionen dieser Art stets eine Schutzbrille trug.

Die Lampe an seinem Helm brannte, die Stableuchte hatte er auch nicht ausgeschaltet, als er sich wieder auf den Weg machte. Es war so finster, dass er die Entfernung nicht abschätzen konnte, und so zählte er seine Schritte.

Bei der Zahl zehn hatte er den schmalen Gang hinter sich gelassen.

Jetzt war er vor der Stelle, die der Bohrer durchbrochen hatte. Zu seinen Füßen stapelte sich der Geröllhaufen, es war die Trennung zu dieser Welt gewesen.

Normalerweise spürte Ed Halloran es, wenn er aus der Enge in eine Weite hineintrat. Hier überkam ihn dieses Gefühl nicht, denn hier war alles so bedrückend, und er kam sich vor, als hätte er die Enge gar nicht verlassen.

Dennoch leuchtete er.

Nichts zu sehen.

Das absolute Dunkel. Es war wie eine Mauer, wie festgebackener Schlamm, den kein Lichtstrahl durchbrechen konnte. Halloran stand vor einer Wand, obwohl es keine gab.

Auch die Luft war anders. Ed empfand sie sogar als besser, als er sie tief einatmete. Aber sie war nicht klarer, er konnte sie nicht beschreiben, sie hatte nur einen ungewöhnlichen Geschmack.

Schmeckte sie verbrannt? Oder modrig?

Er konnte es nicht sagen, sie war jedenfalls anders und auch dicker. Sie wehte ihm entgegen, und sie kam ihm beinahe vor wie Watte.

Er fasste mit der freien Linken nach vorn, er wollte in die Luft hineingreifen. Bei ihm hatte sich der irre Gedanke festgesetzt, sie sogar spüren zu können, was natürlich Unsinn war, doch er wollte endlich so etwas wie Klarheit haben, und deshalb leuchtete er auch mit der stärkeren Stablampe nach vorn.

Nichts!

Gar nichts!

»Das kann nicht sein!«, keuchte Halloran. »Das ist doch einfach nicht möglich…«

Es war möglich. Hinter der Schutzbrille bewegten sich seine Augen hektisch. Der Lichtschein drang so gut wie nicht weiter. Er hatte etwa die Länge eines Armes und hätte sich eigentlich, bei einem festen Gegenstand, als Kreis abzeichnen müssen.

Auch das war nicht der Fall. Dieser Lichtbalken wurde von der Schwärze kurzerhand verschluckt, und dafür wusste Ed Halloran keine Erklärung, obwohl er diesen Job schon so lange machte. Hier lauerte etwas Unerklärliches, etwas Rätselhaftes und Geheimnisvolles. Halloran hatte nie an Berggeister geglaubt und über die alten Geschichten stets gelacht, nun aber überkam ihn das Grausen.

Er stand an einer Schwelle, an der auch sein bisheriges Denken grenzte. Hier endete die Realität. Was jenseits der Schwelle lag, war für ihn nicht nachvollziehbar. Er dachte im gleichen Moment daran, dass es nicht gut war. Er wollte nur zusehen, dass er wieder wegkam. Diesmal fruchtete die Warnung in seinem Innern.

Im selben Augenblick hörte er die Stimmen aus der Schwärze dringen, und alles wurde anders…

***

Zuerst dachte er an seinen Geigerzähler, denn auch dieses Gerät gab ungewöhnliche Laute ab, wenn es die Strahlung einfing. Dann allerdings mehr ein Krächzen als ein Flüstern. Außerdem hing es an Hollarans Seite, während ihn die Stimmen von vorn erreichten.

Sie bildeten eine zischelnde Geräuschkulisse, hatten jedoch mit Schlangenlauten wenig gemein. Dafür schafften sie es, sich an und in das Gehirn des Mannes hineinzutasten, um dort ihre gefährlichen Botschaften zu hinterlassen.

Ed Halloran hatte vergessen, was er wollte. Sein Wille war unterdrückt worden, er gehorchte jetzt anderen Befehlen und dachte auch nicht mehr an den Rückweg.

Er ging in die Schwärze!

Es sah gespenstisch aus, wie zuerst die beiden Lichtstrahlen immer kürzer wurden, schließlich verschwanden, und wenig später war auch Ed von der Schwärze aufgesaugt worden. Es gab ihn nicht mehr. Die unheimliche Höhle oder was immer sich hinter dem Durchbruch verbergen musste, hatte ihn gefressen.

Selbst seine Tritte waren nicht mehr zu hören. Kein Treten, kein Schaben – nichts.

Ed Halloran war verschwunden!

Er kehrte nicht zurück. Nicht nach einer halben Stunde, auch nicht nach einer oder zwei Stunden. Es gelang keinem seiner Kollegen, Verbindung mit ihm aufzunehmen.

Braddock schickte einen Suchtrupp los. Er ging dabei an der Spitze, denn er fühlte sich für seinen Mitarbeiter verantwortlich. Die Männer

drangen mit unguten Gefühlen in den Tunnel ein, der sich immer mehr verengte, und sie erreichten auch den Durchbruch, wo sie stehen blieben und hineinleuchteten.

Vor ihnen breitete sich eine große Höhle aus. Ein unterirdischer Dom, düster zwar, jedoch nicht von einer ungewöhnlichen Dunkelheit erfüllt, wie Halloran gemeldet hatte.

Sie spürten allerdings, dass diese Höhle uralt sein musste. Und auch, dass sie etwas Besonderes war. Möglicherweise lag es an der Atmosphäre, der sich niemand entziehen konnte. So manch einer spürte eine Gänsehaut, obwohl es offiziell keinen Grund dafür gab.

Jake Braddock verlangte eine genaue Durchsuchung der Höhle.

Man schleppte Scheinwerfer heran, verlegte Kabel, und die Höhle wurde Zoll für Zoll unter die Lupe genommen.

Es gab keine Spuren.

Sie fanden auch keine weiteren Ausgänge, keinen Geheimgang, gar nichts, was auf eine Fluchtmöglichkeit hätte schließen können.

Ihre Gesichter wurden länger und länger. Selbst Braddock, der Mann aus dem Leben, zeigte sich ratlos.

»Chef, das gibt es nicht!«, sagte einer der Männer.

Braddock nickte nur.

»Kann sich jemand in Luft auflösen?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher, Chef?«

Braddock holte tief Luft. Sein breites Gesicht sah im Licht der Scheinwerfer blass aus. Trotzdem entdeckten die Männer die dunkleren Flecken auf seinen Wangen. Ein Zeichen, dass die Wut allmählich in ihm überkochte. »Verdammt noch mal, er kann sich nicht in Luft aufgelöst haben. Das… das ist unmöglich.«

»Wir haben aber nichts von ihm gefunden!«

»Dann sucht weiter, zum Teufel!« Braddock wusste nicht, wie er die Aussagen kommentieren sollte.

Die Männer taten es. Sie durchsuchten die Höhle, sie nahmen auch noch den Gang unter die Lupe, aber zu finden war nichts. Ed Halloran gab es nicht mehr.

Schließlich brachen sie die Suche ab. Als sie wieder ins Freie traten, hatte sich längst die Dunkelheit des Abends über das Land gelegt. Wieder ging Braddock an der Spitze. Und er sah so aus wie jemand, der ein schreckliches Erlebnis gehabt hatte. Er starrte zu Boden, seine Gedanken beschäftigten sich mit Dingen, die er nicht erklären konnte, aber erklären musste, denn auch er hatte Vorgesetzte und war ihnen Rechenschaft schuldig.

Was tun?

Er setzte sich in seinen Wagen, nahm den Recorder zur Hand und sprach seinen Bericht. Zum Glück erinnerte er sich an zahlreiche

Details, denn er kannte seine Chefs, die immer alles sehr genau wissen wollten. Der Fall würde Staub aufwirbeln, ein Mensch konnte nicht so einfach verschwinden. Das war schon etwas Geheimnisvolles.

Jemand klopfte gegen die Scheibe des Wagens. Braddock drehte den Kopf und sah das Gesicht seines Stellvertreters. Nach Jakes Nicken öffnete der Mann die Wagentür.

»Was ist los?«

»Die Männer wollen wissen, ob sie noch gebraucht werden.«

Braddock überlegte einen Moment. Er strich durch das grau gewordene Haar. »Nein, wir machen Schluss.«

»Gut. Und morgen?«

»Seid ihr wieder hier. Ich werde allerdings nicht kommen, sondern der Zentrale Bericht erstatten.«

Der Mann grinste schief. »Weißt du, Jake, manchmal habe ich dich um deinen Posten beneidet. Jetzt bin ich froh, dass ich ihn nicht habe. Das kannst du mir glauben.«

»Ich weiß, Dean, ich weiß…«

Auch Jake Braddock wusste nicht, was er seinen Chefs erklären sollte. Eine winzige Hoffnung gab es noch. Vielleicht tauchte Ed Halloran wieder auf. So recht daran glauben konnte Braddock allerdings nicht.

***

Ein kalter, klarer Wintermorgen in Südfrankreich. Der Himmel wie gemalt, die Luft rein, der Wind war wie das Streicheln kalter Finger, und ich spürte ihn besonders stark, weil ich ihm mein Gesicht entgegenhielt. Es machte mir auch nichts aus, dass in den Augenwinkeln Tränen schimmerten, es lag eben am Wind, gleichzeitig waren sie auch der Beweis dafür, wie mies ich mich fühlte.

Trotz des schönen Morgens. Ich war der Mann, der sich mies, unterdrückt und wie abgestellt fühlte. Ein Mann, der sein Ziel nicht erreicht hatte. Es war mir nicht gelungen, Suko und den blinden Abbé Bloch zurückzuholen. Beide waren verschollen und befanden sich wahrscheinlich in Avalon.

Ein Nebenziel hatten wir allerdings erreicht. Die Gefahr war gebannt. Die schwarze Flut vernichtet. Dabei hatte auch das silberne Skelett des Hector de Valois mit dazu beigetragen. Es und ich waren gemeinsam aufgetreten. Sein Templer-Siegel, mein Kreuz, beide weißmagische Kraftspender, hatten zuerst die schwarze Flut und anschließend die Skelette zerrissen. Es gab diese uralten Templerwesen nicht mehr, die eine so lange Reise hinter sich gehabt hatten und von einem Dämon namens Baphomet geführt wurden.

Zwei tote Templer hatte es gegeben. Alain Ducasse war von der schwarzen Flut erwischt worden, Jean von einem Skelett getötet

worden.

Die Nacht war für mich schlaflos gewesen. Ich fühlte mich auch körperlich nicht eben top. Die frische Luft tat zwar gut, aber sie vertrieb meine Lähmung nicht.

Was ich brauchte, war Schlaf, war Erholung, einige Stunden Ruhe.

Erst dann konnte ich weitermachen, und ich wollte den Knochen-Sessel benutzen, um Suko und den Abbé auf die Spur zu kommen.

Ich wollte ebenfalls nach Avalon, eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht, zum Henker.

Avalon! Wer oder was war Avalon? Für mich noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Ich hatte es schon erlebt, allerdings nur am Rande, von der Insel selbst wusste ich nicht viel, obwohl sich dort eine Person aufhielt, die ich zu meinen unmittelbaren Freunden zählte, nämlich Nadine Berger.

Sie hatte in ihrem dritten Leben in Avalon eine neue Heimat gefunden, war endlich zufrieden und würde dieses Land auch nicht verlassen. Da wir uns kannten, hätte sie Suko und dem blinden Abbé eigentlich helfen können oder müssen. Ob das allerdings so sein würde, wollte ich dahingestellt sein lassen, denn ich wusste nicht, welche Aufgaben sie zu erledigen hatte. Es war alles sehr undurchsichtig, auch für mich. Wenn ich ehrlich sein sollte, dann fürchtete ich mich auch davor, den Sessel zu benutzen. Ich würde das Land Avalon sicherlich erreichen, es fragte sich allerdings, ob es da noch einen Rückweg für mich gab. Denn Bloch und Suko waren ebenfalls nicht zurückgekehrt und auf der Insel geblieben.

Die fernen Berge der Pyrenäen grüßten mich. Sie standen stolz in der klaren Luft. Ein wunderschöner Anblick, denn auf ihren verschneiten Kuppen lag Schnee, der das Licht der Sonne reflektierte.

Ich hatte die Hände tief in den Jackentaschen vergraben und fror trotzdem. Es war doch kalt geworden und roch nach Schnee.

Alet-les-Bains war zum Leben erwacht. Die Menschen gingen wieder ihren Tätigkeiten nach, der übliche Morgen brach an. Autos wurden gestartet, verließen die kleine Stadt. Qualmwolken zerfaserten, und plötzlich stank die Luft nach Abgasen, so daste ich keine Lust mehr hatte, die Berge zu bewundern.

Als mich zwei Fahrzeuge passierten, erinnerten sie mich an Eiskäfige. Die Fenster waren zugefroren, zumindest von innen beschlagen, und die Fahrer rollten fast blind dahin. Während sie fuhren, wischten einige von ihnen an der Frontscheibe herum.

Ich ging wieder zurück. Ein kurzer Weg nur. Vor mir lag der Ort wie auf dem Präsentierteller. Aus dem Kamin stiegen die weißgrauen Rauchfahnen, die Stimmen klangen ungewöhnlich laut in der klaren Luft, und auch die Templer heizten.

Das Haus machte einen stillen Eindruck. Es lag möglicherweise an

meiner Stimmung oder an den Vorfällen, dass ich so dachte. Ich ging auf die Eingangstür zu. Das Pflaster vor dem Haus schimmerte, weil es im Schatten lag und eine graue Eisschicht sich hatte bilden können. Es war zu einer Rutschbahn geworden.

Mein Leih-Renault stand dort und war ebenfalls wie von einem gewaltigen Spinnennetz umwickelt. Weiß und eisig, sehr dicht, so dass ich kaum einen Blick durch die Scheiben nach innen werfen konnte. Es interessierte mich auch nicht. Ich wollte mit meinen Freunden sprechen, ich musste sie ebenfalls auf meine Reise vorbereiten, denn mir gehörte ja der Knochen-Sessel. Ich hatte ihn nur bei den Templern abgestellt. Allerdings war es mir nicht gelungen, herauszufinden, wie der Mann geheißen hatte, aus dem der Sessel gefertigt worden war.

Die Tür war nicht verschlossen. Ich drückte sie auf. Meine Bewegungen kamen mir vor, als wären sie in einem Zeitlupentempo geführt worden. Es war alles wie sonst, nichts hatte sich verändert, und es kam mir trotzdem anders vor.

Es lag an den Ereignissen der nahen Vergangenheit. Die Templer hatten gewonnen, okay, aber es war längst kein Grund für sie, in Jubelgesänge auszubrechen. Sie wussten, dass es nicht der große endgültige Sieg über den mächtigen dämonischen Feind war.

Ich betrat die kleine Halle, schaute auf die Steinfliesen und wurde von einer dichten Stille umfangen. Auch sie empfand ich als anders, denn es war die Stille des Todes. Ich spürte, dass ich mich in einem Trauerhaus aufhielt. Der tote Alain Ducasse wurde in der kleinen Kapelle aufgebahrt, die sich an die Rückseite des Hauses anschloss.

Dort ging ich hin. Kaffeeduft begleitete mich. Mein Gaumen zog sich zusammen, auch ich spürte den plötzlichen Drang, den Morgenkaffee einzunehmen.

Dennoch wollte ich erst von Alain Abschied nehmen. Er war der Mann mit dem Messer gewesen, ein Mörder, aber er hatte sich nicht selbst gelenkt, sondern war von anderen Mächten gesteuert worden.

Ich öffnete die schmale Tür und trat ein in das Halbdunkel. Eine schlichte Kapelle mit Fenstern, die nicht sehr groß waren. Durch sie sickerte bleiernes Tageslicht und verteilte sich auf dem Fußboden wie Wasserflecken.

Der Sarg stand vor dem schlichten Altar. Ich hatte damit gerechnet, allein zu sein, doch ich schaute auf den Rücken einer Gestalt, die in der ersten Reihe saß und den Eindruck machte, als wollte sie von dem Toten endgültig Abschied nehmen.

Von hinten konnte ich den Templer nicht erkennen. Als ich jedoch neben ihm stehenblieb, um wenig später ebenfalls in die Bank zu gehen, sah ich, dass es Lucien war. Er hatte praktisch die Nachfolge des Abbé übernommen, wandte den Kopf, nickte, als wollte er sich selbst bestätigen. Er schien damit gerechnet zu haben, von mir Besuch

zu bekommen.

Ich setzte mich hin.

Mein Blick fiel auf den offenen Sarg. Er stand längs zu uns, und wenn ich den Kopf etwas reckte, konnte ich in das wachsbleiche Totengesicht des Alain Ducasse schauen. Zwei Kerzen hatten in hölzernen Leuchtern ihren Platz gefunden. Sie brannten ruhig, und ihr Licht kam mir seltsam glanzlos vor, als hätte es sich der Situation angepasst.

Ich wusste, wie der Templer gestorben war. Er hatte sich auf dem Skelett-Sessel hockend selbst umgebracht. Es war schlimm gewesen, aber von seinen Wunden war nichts mehr zu sehen. Die Freunde hatten ihn gewaschen und ihm ein weißes Totenhemd übergestreift, mit dem roten Templer-Kreuz auf der Brust, das aussah wie ein übergroßes Kleeblatt.

Augen und Mund der Leiche waren geschlossen. Ducasse sah aus wie jemand, der schlief.

Zwei, drei Minuten verstrichen, ohne dass einer von uns etwas gesagt hätte. Dann räusperte sich Lucien und drehte mir sein Gesicht zu. »Ich wusste, dass du kommen würdest.«

Meine Antwort tropfte in die Stille. »Irgendwo war ich es ihm schuldig.«

»Ich verstehe, John, obwohl du dir keine Vorwürfe hättest zu machen brauchen.«

Leise sprach ich weiter. »Auch wenn du die Sätze noch so vornehm verdrehst, Lucien, es ist leider so, dass ich als Zeuge dabei war und nicht schnell genug gewesen bin.«

Er hob die Schultern. »Vielleicht hat es ein Opfer geben müssen. An uns anderen ist der Kelch ja vorübergegangen.« Er räusperte sich. »Wir alle sind, trotz unserer Trauer über Alains Tod noch immer dankbar, das musst du mir glauben.«

»Daran habe ich nie gezweifelt.«

»Aber du denkst nach.«

»Du nicht?«

Lucien nickte. Scharfe Falten gruben sich in seine Mundwinkel.

»Ja, ich denke noch immer nach. Ich muss es einfach tun. Es muss doch einen roten Faden geben.«

»Es gibt ihn«, stimmte ich ihm zu, »und an seinem Ende wird als Ziel Avalon liegen.«

»Die Insel der Sehnsucht.«

»Bist du dir sicher?«

Lucien hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen. Es ist mir zu fremd. Ich fühle, wenn ich an Avalon denke, auch keine verwandtschaftlichen Ströme, aber ich weiß trotz allem, dass dir dieses Land nicht gleichgültig sein kann.«

»Richtig.«
»Der Sessel gehört dir. Du solltest seine Kraft irgendwann ausnutzen und dich auf die Reise machen. Ich habe das Gefühl, dass Avalon auf dich wartet.«
Ich runzelte die Stirn und senkte den Kopf. Es war seltsam, doch dieses Gefühl hatte auch mich überkommen. Avalon wartete auf mich, und trotzdem fürchtete ich mich irgendwie davor, es zu besuchen. Nicht dass ich es nicht wollte, es war eine Sperre da, die ich noch nicht überwunden hatte.
»Du sagst nichts?«
»Ich denke nach.«
»Willst du reisen?«
»Schon.«
»Aber…?«
Ich schaute über die Leiche hinweg auf den Altar, eine schlichte Platte mit einem aufgeschlagenen Buch und einem Kreuz, das vom Schein einer einsamen Kerze »angestrahlt« wurde. »Mit deiner Nachfrage hast du Recht, Lucien. Ich weiß, dass ich hin muss, dennoch fürchte ich mich irgendwie davor.«
»Weshalb? Hast du Angst, dass du nicht mehr zurückkehrst?«
»Nein, das nicht. Auf keinen Fall, Lucien. Es ist etwas anderes, über das ich nicht reden kann.«
»Oder willst du es nicht?«
»Nein, ich kann nicht. Ich habe keine Beweise, ich gehe ausschließlich meinen Gefühlen nach, und die sagen mir, dass ich persönlich sehr betroffen sein werde. Ich gerate da in ein Fahrwasser hinein, das mich nicht voranbringt, sondern zurückführt, bis hin zu meinen Wurzeln möglicherweise.«
Lucien ließ sich Zeit mit der Antwort. Er musste zunächst einmal nachdenken. »Es ist nicht einfach für mich, deine Gedanken nachzuvollziehen, John, doch ich möchte dir nicht widersprechen. Du musst wissen, was du letztendlich tust. Wenn du die Ursprünge erwähnst, kannst du da etwas genauer werden?«
»Noch nicht.«
»Aber es hängt deiner Meinung nach mit dir persönlich zusammen, denke ich.«
»Ja, das stimmt. Auch mit meinen Wiedergeburten. Es kann sein, dass ich große Überraschungen erleben werde. Dabei bin ich mir nicht sicher, ob ich sie überhaupt möchte.«
»Die Rätsel werden nicht geringer, John.«
»Das glaube ich dir. Dabei kann mir auch keiner helfen. Ich muss selbst damit fertig werden.«
»Könnten wir denn irgendwann eine Entscheidung von dir erwarten?«

»Sicher. Heute schon. Ich muss allerdings mit Sir James in London sprechen. Ich muss ihn über meine Reise informieren, denn er wird es sein, der ohne mich auskommen muss. Ich habe viele schwarzmagische Feinde, das brauche ich dir nicht extra zu sagen, und ich weiß auch, dass sie an verschiedenen Stellen zugleich zuschlagen können. Bin ich in Avalon und suche Suko nebst dem Abbé, kann ich woanders nicht eingreifen, und das könnten meine Feinde ausnutzen. Deshalb brauche ich die Rückendeckung aus London.«

»Das verstehe ich.«

»Deshalb werde ich mich noch heute mit Sir James in Verbindung setzen, allerdings möchte ich zuvor ein paar Stunden schlafen.« Ich rieb mit beiden Händen durch mein Gesicht. »Ich bin kein Roboter und brauche die Kraftquelle.«

»Ist klar. Wir werden dich nicht stören, John.«

Ich stand auf. »Wie lange willst du noch bleiben?«

»Einige Minuten schon. Es gibt Dinge im Leben, für die sollte man sich Zeit nehmen.«

»Stimmt.«

Er drückte mir die Hand. Ich schob mich aus der Bank und verbeugte mich vor dem Toten. Danach verließ ich auf leisen Sohlen die Kapelle. Der Kaffeeduft wehte noch immer durch die Flure des Hauses, und in mir drängte sich auch ein Hungergefühl hoch. Deshalb führte mich mein Weg in die große Küche der Templer, wo sich die Mehrzahl der Männer um den großen viereckigen Holztisch versammelt hatten. Sie begrüßten mich durch Kopfnicken und leise Worte, rückten schweigend zusammen, damit ich noch einen Platz kriegte.

Ein schlichtes Frühstück reichte ihnen aus. Ich schenkte mir aus der großen Kanne den Kaffee ein und griff zu einem Milchbrötchen.

Ich aß und trank schweigend, wobei ich mich meiner Umgebung angepasst hatte. Natürlich erwarteten die Freunde auch von mir Erklärungen, leider konnte ich ihnen meinen zukünftigen Weg noch nicht offenlegen. Wir sprachen über den Abbé, der allgemein sehr vermisst wurde, aber auch über Suko. Es gab auch die Meinung, dass es keiner der beiden schaffen konnte, die andere Welt zu verlassen.

Diese Meinung ließ ich nicht gelten. »Ihr solltet nicht so pessimistisch denken. Zwar bin ich nicht allzugut über Avalon informiert, aber ich weiß doch, dass es einige Wege gibt, die aus dem Land herausführen. Man muss sie nur finden.«

»Kennt der Abbé diese Wege ebenfalls?«, fragte jemand aus der Runde.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht nein, vielleicht ja. Er und Suko werden schon Möglichkeiten finden, wobei mein Freund ihn führen kann. Da ist dann auch die Blindheit des Mannes nicht so schlimm.

Suko wird immer an seiner Seite bleiben.«

Ich erntete nur wenig Zustimmung. Die meisten schauten mich skeptisch an, was ich ihnen nicht verübeln konnte, sie hatten die Macht der anderen Seite selbst hautnah in der Schlacht erlebt.

Ich trank von meinem Kaffee und musste die Schale mit beiden Händen halten, weil sie so breit war. Die Müdigkeit verschwand zwar nicht, aber ich fühlte mich etwas besser. Nur mein Blick war ins Leere gerichtet, ich hing meinen Gedanken nach, die vom Eintritt eines weiteren Templers unterbrochen wurden. Er trat an den Tisch heran und blieb dicht neben mir stehen. Sein Gesicht lag dabei im Schatten, denn das Licht der Deckenleuchte fächerte nur über den Tisch hinweg.

»John…«

Ich drehte den Kopf.

»Ich muss dich bitten, zum Telefon zu kommen. Es ist ein Gespräch aus London.«

»Mein Chef?«

»Ja, ein Sir James.«

Ich stand auf, nickte in die Runde, wusste auch nicht, warum ich plötzlich den Magendruck bekam. Schon jetzt wusste ich, dass sich etwas ahnte, das meine Pläne über den Haufen werfen konnte.

Mit weichen Schritten folgte ich dem Boten.

***

»Soll das immer so weitergehen?«, fragte Lisa Braddock ihren Mann, als dieser wieder von einem Telefonat zurückkehrte, das nichts gebracht hatte.

»Was meinst du damit?«

»Dein Zustand.«

Braddock setzte sich und seufzte. Der große Mann war in den letzten Tagen ziemlich eingefallen. Es sah so aus, als wäre die Kraft aus seinem Körper herausgesaugt worden. Sein Blick war alt und leer geworden. Auch die Frische der Haut gab es nicht mehr, und in das schwarze Haar hatten sich einige graue Strähnen mehr verteilt.

Hinter ihm lagen schlimme Tage. Er hatte natürlich der Direktion Bericht erstatten müssen, aber er war damit nicht durchgekommen.

Man hatte ihm einfach nicht geglaubt. Ed Hallorans Verschwinden war zu unnatürlich gewesen. Sie hatten Braddock behandelt wie bei einem Verhör, all die Typen in ihren dunkelblauen Anzügen, den kalten Gesichtern und den gierigen Augen, die nur darauf lauerten, Profite zu machen. Sie waren ja nicht an der Front, sie hockten auf ihren fetten Ärschen in den weichen Ledersesseln und steuerten die Geschicke des Konzerns. Es ging um den Gewinn, und es ging auch darum, nicht aufzufallen. Es stand bereits genug Ärger mit den Umweltschützern im Raum. Es gab Verfahren und Prozesse, denn die

Leute wollten aus guten Gründen nicht, dass noch mehr Raubbau an der Natur betrieben wurde. Diese Probleme reichten den Managern. Sie konnten keine weiteren gebrauchen, erst recht keine, für die sie weder eine Erklärung noch eine Lösung wussten.

Deshalb brauchten sie einen Sündenbock, und der sollte Braddock sein. Sie hatten bereits über Abfindungen diskutiert, aber ihm war noch eine Frist eingeräumt worden, und das wusste auch Lisa Braddock.

Sie sagte mit leiser Stimme. »Morgen ist die Zeit abgelaufen, denke ich.«

Jake nickte nur.

»Man hat die Frist also nicht verlängert?«

»So ist es.«

»Hattest du darum gebeten?«

Er verzog die Lippen. »Was heißt gebeten, ich habe einen Vorschlag gemacht. Bei diesen Typen darfst du um nichts bitten. Das wird dir sofort als Schwäche ausgelegt.«

»Und jetzt?«

Jake schaute seine Frau an. Auch sie sah mitgenommen aus, aber sie hielt zu ihrem Mann, denn eine zwölfjährige Ehe schweißte schon zusammen. Lisa war jetzt fünfunddreißig, eine Frau, die mit beiden Beinen mitten im Leben stand, die nie finanzielle Not gelitten hatte, denn Jakes Gehalt war gut gewesen. Zum erstenmal spürte auch sie, dass jemand dabei war, ihnen allmählich den Boden unter den Füßen wegzuziehen, und sie bewahrte nur mühsam die Fassung, weil sie genau wusste, dass zumindest eine Person stark sein musste, um dem Druck zu widerstehen.

Lisa hatte sich an diesem Abend das Haar gewaschen und es so trocknen lassen. Die graublonden Strähnen hatten sich zu Locken zusammengerollt und hingen zu beiden Seiten des Kopfes herab. Es machte ihr Gesicht jünger, wozu auch die schicke Brille mit dem rotblauen Gestell beitrug.

»Du schweigst noch immer?«

»Ja, Lisa. Ich sehe einfach keine Möglichkeit mehr.« Jake stand auf und schaute sich um. Dabei lächelte er, und dieser Ausdruck um seine Lippen wirkte verloren. »Weißt du, wir haben beide geschuftet, um uns dieses kleine Haus bauen zu können. Es gefällt mir hier, ich bin immer wieder gern zurückgekehrt. Ich habe es gelernt, die Montagereisen zu hassen, das weißt du alles, doch jetzt überkommt mich die Kälte. Dieses Gefühl, bald alles zu verlieren, was mir lieb und teuer geworden ist.«

»Noch ist es nicht soweit, Jake. Außerdem bist du in deinem Beruf ein As. Du wirst woanders einen Job finden, sollte es tatsächlich dazu kommen.«

»Das glaube ich nicht, Lisa. Du kennst die Branche nicht. Wer versagt hat, ist gebrandmarkt.«

»Du hast doch nicht versagt!«, rief sie.

»Das sagst du!« Er schaute sie scharf an. »Andere sehen das eben nicht so. Ich trug die Verantwortung. Ich habe es zu verantworten, dass ein Mensch verschwunden ist. Dazu einer, der sehr wertvoll für die Firma war. Um einen kleinen Arbeiter hätten sie sich nicht gekümmert«, erklärte er mit Bitterkeit in der Stimme. »So ist eben das verdammte Berufsleben, daran können wir nichts ändern.«

»Aber man muss dir doch eine Chance geben!«

Braddock lachte und stimmte seiner Frau danach zu. »Die hat man mir auch gegeben. Eine Frist von drei Tagen, die ist heute leider vorbei. Da ich nicht zaubern kann, habe ich es auch nicht geschafft, den guten Ed wieder herzuholen.«

»Man muss dir doch mehr Zeit geben!«

Jake schaute seine Frau voller Mitleid an. »Mir mehr Zeit? Man hat mir schon Zeit gegeben. Ich darf froh sein, dass ich nicht sofort geflogen bin.«

»Diese Hundesöhne.«

»Stimmt, nur hilft uns das nicht weiter.« Er trat ans Fenster und schaute hinaus in den winterlich kahlen Garten. »Wie du es drehst und wendest, ich bin am Ende.«

»Du bist doch noch einmal zurück in den Tunnel gegangen, und das mit neutralen Zeugen.«

»Na und? Wir haben nichts gefunden. Nicht einmal einen Stofffetzen von seiner Jacke. Ed hat sich in Luft aufgelöst. Er ist weg. Die Höhle hat ihn aufgesaugt. Ich habe die Gesprächsprotokolle vorgeführt. Man hat sie sich angehört und gelächelt, das ist alles, Lisa. Man glaubt mir einfach nicht.«

Auch sie stand auf und trat dicht hinter ihren Mann. Lisa umarmte, ihn. »Was immer auch geschieht«, flüsterte sie an seinem rechten Ohr. »Ich bleibe bei dir und halte auch zu dir. Da kann kommen, was will, Jake.«

Er fasste nach ihren Händen. »Es ist gut, das zu wissen. Dennoch bin ich down. Ich denke auch an unser Kind. Wir haben lange geübt, und ich will, dass es…«

»Darüber solltest du dir keine Gedanken machen, Jake. Es kommt erst in sieben Monaten zur Welt.«

»Trotzdem…«

»Nein, Jake. Wir beide müssen zusammenhalten, und wir werden auch einen Weg finden.«

Er drehte sich um und küsste seine Frau. »Ja, vielleicht hast du Recht«, sagte er wenig später. »Es hat keinen Sinn, dass wir uns den Kopf zerbrechen, ich bin auch müde und werde jetzt zu Bett gehen.«

»Das hatte ich auch vor.«
»Dann bis gleich.«
Es war bei den Braddocks immer das gleiche Ritual. Lisa ging schon vor nach oben, wo das Schlafzimmer lag, während Jake sich noch umschaute und nachsah, ob alles verschlossen war. Er durchsuchte auch den Garten nach verräterischen Spuren, denn einen Einbruchsversuch hatten die beiden hinter sich.
Bevor er den Raum verließ, zog er seine dicke Wolljacke über. Es war eklig kalt und windig geworden. Nasskalt mit feuchten Winden. Tagsüber hatte es einen kräftigen Schneeregenschauer gegeben, und es war zu den ersten Verkehrsbehinderungen dieses Winters gekommen.
Um 22.00 Uhr senkte sich allmählich die Stille der Nacht über die Wohngegend. Wer hier lebte, dessen Dasein lief in geregelten Bahnen ab, es gab keine abendlichen oder nächtlichen Exzesse, ausgenommen bei den jungen Leuten, die hin und wieder an den Wochenenden Parties feierten, doch das konnte leicht verkraftet werden.
Jake Braddock zog die Haustür hinter sich zu und geriet nach dem ersten Schritt in den Schein der Außenleuchte, die ihm einen gelblichen Mantel gab.
Die Häuser hier waren noch nicht sehr alt, ein Siedlungsgefüge, in dem kein Bauherr aus der Reihe tanzen durfte, so sahen sie alle irgendwie gleich aus. Fassaden aus Klinker, hell gestrichene Fensterrahmen, hin und wieder ein kleines Vordach über der Eingangstür oder eine Gaube auf dem Dach.
Laternen warfen ihren Lichtschein auf die feuchte graue Erde. Der Atem dampfte vor Braddocks Mund, als er seinen Vorgarten durchquerte. Er sah, dass er doch nicht allein war, denn eine Frau aus der Nachbarschaft führte ihren Hund spazieren. Sie sah aus wie eine unheimliche Erscheinung, weil sie ihren breiten Schal um den Kopf gewickelt hatte. Die Frau ging mitten auf der Straße. Sie hielt ihren Schäferhund an der Leine, und das Tier zerrte, hechelte und schnüffelte dabei über den Boden.
Jake blieb auf dem Gehsteig stehen und winkte der Nachbarin zu.
Er hatte nicht vorgehabt, sie in ein Gespräch zu verwickeln, sie aber dachte anders darüber, denn sie kam zu ihm und grüßte freundlich.
»Eine kalte Nacht wird das werden, Mr. Braddock.«
»Und ob.« Jake bückte sich und streichelte den Hund. Ihm gefiel das so sehr, dass er sich hinlegte und seinen Kopf an Braddocks Beinen rieb.
»Jimmy mag Sie.«
»Ich mag ihn auch, Mrs. Deeley.«
»Wollen Sie sich dann keinen Hund anschaffen?«
»Vielleicht später, wenn das Kind größer ist.«
»Ach ja, ich hatte es vergessen. Ihre Frau ist schwanger. Wie geht es

ihr denn?«

»Oh, sie fühlt sich recht wohl. Wir freuen uns beide auf unser Kind.«

»Ja, das ist auch gut. Sie wissen ja, unsere sind schon größer. Aber eine Ehe ohne Kinder ist eigentlich keine richtige. Das habe ich immer gesagt.«

»Da stimme ich Ihnen zu, Mrs. Deeley. Nur müssen manche Menschen eben etwas länger üben.«

Die Frau mit dem Kopftuch nickte. »Wem sagen Sie das, Mr. Braddock? Wissen Sie, wir haben im Bekanntenkreis ein Paar, das war schon über fünfzig. Nun ja, sie ist um zehn Jahre jünger. Keiner hat damit gerechnet, dass es noch einmal klappen wird, dann aber war es plötzlich soweit. Sie kriegte ein Baby.«

Jake lächelte. Er freute sich über das Gespräch, lenkte es ihn doch von seinen eigenen Problemen etwas ab. »Und? Sind die beiden denn glücklich?«

»Das kann ich Ihnen sagen, Mr. Braddock. Sie sind völlig andere Menschen geworden. Für sie gibt es nur noch das Kind. Sie gehen nirgendwo mehr hin, dafür haben sie immer das Haus voll, denn man will ja wegen eines Kindes auch nicht seinen Freundeskreis aufgeben, was Sie sicherlich verstehen.«

»Das meine ich.«

Jimmy, der Hund, richtete sich plötzlich auf. Er unterbrach das Gespräch der beiden Nachbarn durch sein drohendes Knurren, was Mrs. Deeley verunsicherte. »Jimmy, was ist denn los?«

Jimmy knurrte weiter. Er hatte seinen Kopf vorgestreckt, die Schnauze stand halb offen, und er zerrte an der Leine.

»Hat er was?«, fragte Jake.

»Sieht so aus.«

»Ein Fremder?«

»Nein«, murmelte sie, schüttelte heftig den Kopf und starrte Braddock aus allernächster Nähe an, so dass er nicht nur ihre großen Augen sehen, sondern auch den warmen Atem auf seinem Gesicht spüren konnte. »Da ist doch etwas gewesen, Mr. Braddock, und ich hatte darüber mit Ihnen sprechen wollen, als ich Sie sah. Ich will auch Gewissheit haben, ob ich mich getäuscht habe.«

»Worüber denn?«

»Sie werden lachen, aber ich habe eine Blutspur entdeckt!«

Jake Braddock lachte nicht. Er blieb ernst, und er konnte sich nicht erklären, weshalb er plötzlich an den verschwundenen Ed Halloran denken musste, denn dafür gab es keinen Beweis. Mit etwas verändert klingender Stimme hakte er nach. »Tatsächlich eine Blutspur, Mrs. Deeley?«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Bei uns, auf einem der Seitenwege, die wie Kanäle zu den Garagen führen. Auch nicht weit von Ihrem Garten weg, Mr. Braddock.«

»Hm.« Er überlegte. »Sie können mich nicht zu dem Ort hinführen, wo Sie das Blut entdeckt haben?«

Jimmy bellte plötzlich, dann knurrte er wieder, zerrte an seiner Leine, und es sah so aus, als wollte er auf das Haus der Braddocks zulaufen, doch der Gegenzug hinderte ihn daran.

»Ich müsste eigentlich weiter. Jimmy hat sein Geschäft noch nicht gemacht. Wenn Sie aber schauen wollen, Mr. Braddock, kann ich es Ihnen gern erklären.«

»Nicht nötig. Auf dem Weg, der zu Ihrer und den anderen Garagen führt.«

»Ja, und direkt davor.«

»Danke, ich schaue mal nach.«

»Erklären kann ich es mir nicht«, flüsterte sie. »Ohne den Hund würde ich keinen Schritt weitergehen. Ich wollte sowieso später mit meinem Mann darüber sprechen, damit er sich dort mal umschaut. Dabei kann er ja Jimmy mitnehmen.«

»Ich werde nachschauen.«

»Sagen Sie mir dann Bescheid, wenn Sie etwas gefunden haben?«

Mrs. Deeley stand bereits auf einem Bein, weil Jimmy so an seiner Leine zerrte.

»Das werde ich, versprochen.« Braddock schaute den beiden nach, wie sie die Straße hinabgingen, die dort endete, wo die Felder begannen. Auf ihnen, noch ziemlich weit von der kleinen Siedlung entfernt, waren zwei Hochhäuser gebaut worden. Mächtige, flache Klötze, die wie Ungetüme aus einem fremden Film wirkten.

Es hatte geheißen, dass noch mehr dieser hohen Häuser gebaut werden sollten, dann war es natürlich mit der Ruhe vorbei, aber daran wollte Braddock nicht denken. Seine Sorgen waren andere, und er spürte trotz seines Spaziergangs keinerlei Beruhigung in seinem Innern. Im Gegenteil, er dachte an das Blut und hoffte sogar, dass sich die Frau geirrt hatte. Mrs. Deeley gehörte zu den Personen, die in die Siedlung hineinpassten. Sie war so etwas wie ein wandelndes Tageblatt und sprach über alles und jeden.

Braddock betrat den schmalen Weg, der zwischen den Häusern her zu den Garagen führte. Beide Seiten waren von einer dichten Hecke bewachsen, so dass er so gut wie nichts erkennen konnte.

Nur seine Schritte hörte er, aber auch die versuchte er zu dämpfen.

Über seinen Rücken lief ein Kribbeln. Sein Blick glitt hinein in die Finsternis, und er sah auch die flachen Schatten der Garagen. Darüber den dunklen Himmel, dessen Wolkengebirge ihm einen regelrecht schaurigen Ausdruck gab.

Braddock blieb auf halber Strecke stehen, um sich zu bücken. Sehr

genau schaute er sich im Schein seines Feuerzeugs den Boden an, was nicht viel brachte, da die Flamme nicht so stark war.

Kein Blut zu sehen.

Er setzte seinen Weg fort, der Wind fuhr kalt über seinen gebückten Rücken hinweg, und wenig später befürchtete er plötzlich, zu vereisen.

Da war der erste Fleck.

Dunkel, nicht sehr groß, mit zackigen Rändern und dabei leicht schimmernd. Er bückte sich noch tiefer, streckte den Zeigefinger aus und tunkte die Spitze hinein.

Ja, das war Blut!

In seiner Kehle zog sich etwas zusammen. Dunkles Blut, das sogar noch warm war, also konnte es noch nicht lange auf dem Boden gelegen haben.

Wer hatte es verloren?

Die Frage stellte sich automatisch. Obwohl Braddock keinen Beweis dafür hatte, dachte er seltsamerweise wieder an Ed Halloran.

Eigentlich ein Unding, doch er konnte sich von diesem Gedanken nicht lösen. Ihm kam es vor, als wäre eine fremde Macht dabei, ihn immer tiefer festzusetzen, damit er ihn nur nicht verlor.

Es blieb nicht bei dem einen Tropfen. Die Nachbarin hatte Recht gehabt. Die Blutspur zog sich bis zu den hell gestrichenen Garagentoren hin und verlor sich an der linken Begrenzung des Platzes vor einigen starren Büschen.

Braddock runzelte die Stirn und dachte nach. Wenn er sich durch die Büsche schlug und den Weg weiterging, würde er tatsächlich seinen Vorgarten erreichen.

Hatte das einen Sinn?

Braddock schaute sich um. Niemand beobachtete ihn. Die Fassaden der Garagen waren eine glatte, hell-dunkle Kulisse. Die Menschen hatten sich bei diesem Wetter in ihre warmen Wohnungen zurückgezogen.

Er war allein, er fühlte sich allein, und er kam sich plötzlich vor wie im Tunnel und in dieser unheimlichen Felsenhöhle. Dann dachte er wieder an das Blut, das durchaus von einem verletzten Tier hätte stammen können, doch seltsamerweise wollte er sich mit dem Gedanken nicht anfreunden, immer wieder schob sich das Gesicht seines Freundes und Kollegen Halloran dazwischen.

Der letzte Tropfen Blut war direkt vor dem Gesträuch zu Boden gefallen und hatte sich dort ausgebreitet. Seine Ränder sahen zerfasert aus, und auf der Oberfläche klebte bereits eine dünne Schicht.

Obwohl er sich dabei nicht wohl fühlte, wollte Jake den Weg nehmen. Hoffentlich sah ihn kein Nachbar durch die Gärten schleichen, wenn ja, würde ihm schon eine glaubhafte Erklärung dazu

einfallen.

Die Zweige waren hart und blattlos. Sie knackten, als er sie zur Seite bog, um sich eine entsprechende Lücke zu schaffen. Manche Dornen kratzten über seine Jacke, was ihn allerdings nicht kümmerte. Er setzte den Weg geduckt fort und federte gegen den Maschendrahtzaun eines Grundstücks. Braddock umging ihn, und seine Sohlen schleiften über die schon leicht angefrorene Erde.

Er schaute nur nach vorn. Auf diesem sehr dunklen Boden war kein Blut zu sehen. Falls die Person es verloren hatte, hoben sich die Tropfen nicht von der Oberfläche ab. Die Grundstücke waren alle gleich geschnitten. Manche Bewohner hatten sie an ihren Enden eingegrenzt, andere wiederum ließen sie auslaufen, denn direkt dahinter begann das freie Feld, und wer dann in den Garten schaute, bekam den Eindruck einer immensen Weite, als würde er den Horizont sehen können.

Braddock passierte die einzelnen Gärten und vergaß auch nicht, in sie hineinzuschauen.

Leere Flächen.

Nichts blühte mehr, kahl und tot wirkte die Natur im Dezember.

Er sah auch Licht hinter einigen Fenstern, und dass die Weihnachtszeit nahte, war ebenfalls zu sehen, denn hin und wieder hingen Lichterketten in den Tannen der Gärten.

Auch Fenster waren schon vorweihnachtlich geschmückt. Er dachte daran, dass auch Lisa diesen Schmuck hatte anlegen wollen. Über ihren persönlichen Problemen hatte sie es wohl vergessen.

Er schlich weiter. Der Wind wehte hier schärfer. Das flache Feld bot ihm kein Hindernis.

Jake zählte die einzelnen Gärten ab. Noch zwei musste er passieren, um zu seinem Grundstück zu gelangen. Als er es erreicht hatte, blieb er stehen.

Lisa und er hatten sich Mühe gegeben, den Garten auch im Winter einigermaßen gut aussehen zu lassen. Einige Tannen an der Seite boten Schutz vor dem Westwind. In den Kübeln standen Sträucher, die auch den Winter überlebten. Der Apfelbaum in der Mitte wirkte dabei wie ein ruhender Pol auf dem Grundstück.

Jake Braddock konzentrierte sich auf den Apfelbaum. Er kannte seine Form auswendig, den Wuchs hätte er auch mit geschlossenen Augen nachmalen können, und plötzlich war da etwas, das ihn beunruhigte. Der Baum hatte an einer bestimmten Stelle seines Stamms ein anderes Aussehen bekommen.

Braddock hielt den Atem an. Täuschte er sich? War er einem Irrtum erlegen?

Er sah die Ausbuchtung trotz der Dunkelheit und konnte schwören, dass sie am Abend noch nicht dort gewesen war.

Warum jetzt? Stand dort jemand und beobachtete ihn?

Er konnte keine genaue Antwort geben, die ließ sich nur auf dem Grundstück selbst finden. Es war auf der Rückseite durch einen niedrigen Holzzaun abgegrenzt worden. Braddock hatte ihn im Sommer grün gestrichen, damit er mit der Natur harmonierte. Er brauchte nur das Bein etwas anzuheben, um den Zaun zu übersteigen.

Auf seinem Grundstück blieb er stehen.

Plötzlich klopfte sein Herz schneller, obwohl sich die Gestalt am Apfelbaum um keinen Millimeter bewegt hatte. Sie wirkte wie ein gefährliches Geschwür, so groß, dass es schon kurz vor dem Platzen stand. Jetzt ging er davon aus, dass diese Person die Blutspur hinterlassen hatte, der er gefolgt war.

Vorn an der Straße hörte er Jimmys scharfes Bellen. Auch der Hund spürte die Anwesenheit der Person, und es war eigentlich verwunderlich, dass er bellte. Grundlos tat er das nicht. Demnach hatte er etwas gewittert, und das konnte eigentlich nur mit einer Gefahr zusammenhängen.

Da bewegte sich die Person.

Braddock blieb stehen.

Der andere ging vor. Es war ein Gang, wie Braddock ihn nur von Menschen kannte, die völlig erschöpft waren und sich kaum auf den Beinen halten konnten. Für einen Moment wollte er auf ihn zueilen, um ihn abzustützen, ließ es dann bleiben und blickte gegen das Wohnzimmerfenster seines Hauses, das kein Licht durchließ, weil Lisa die Rollos davorgezogen hatte.

Er und der andere waren allein!

Und der Fremde ging weiter. Etwas an seinen Bewegungen kam Jake Braddock bekannt vor. Die Gedanken hinter der Stirn rasten, sie bildeten Visionen und warfen die Frage auf, die er dann flüsternd aussprach.

»Halloran…?«

Die Gestalt ging weiter. Ihre Füße schleiften über den Boden. Der andere musste achtgeben, dass er nicht stolperte. Als er an der Ecke eines leeren Trogs vorbeischritt, prallte er dagegen und geriet ins Schwanken. Er fing sich wieder, setzte den Weg fort, und die nächsten Schritte brachten ihn so nahe an Braddock heran, dass dieser den Fremden endlich erkennen konnte. Es war Ed Halloran!

***

Jake Braddock glaubte, von nun an ohne Herz leben zu müssen, denn dessen Schlag hatte für einen Moment ausgesetzt. Der Mann stand unbeweglich auf dem Fleck. Über seinen Rücken floss ein Kälteschauer, und Halloran stand plötzlich vor ihm. Dabei blieb es nicht. Er kippte Braddock entgegen, der wiederum die Arme

ausstreckte, um ihn abzufangen.

»Ed, verdammt, was ist?« Seine krächzende Stimme versickerte, als er Eds Stöhnen hörte.

Er fasste den Kollegen unter, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Hallorans Gesicht sah dunkel aus, aber es lag nicht an der Finsternis, sondern an gewissen Stellen auf der Haut, die so wirkten, als hätte jemand mit einem scharfen Gegenstand ein Muster hineingeschnitten, das noch immer blutete, weil es so frisch war.

Er hörte ein schluchzendes Geräusch, was er bei Ed sonst nicht kannte, aber er wusste auch, dass dieser Mann Hilfe brauchte.

Halloran trug noch immer seine Arbeitskleidung und sah so aus, als wäre er aus einer anderen Welt gekommen, in der das kalte Grauen seine Heimat hatte.

»Verdammt, Ed…« Er konnte sich nur wiederholen. Braddock sah, dass Ed etwas sagen wollte, nur brachte er kein einziges Wort über die Lippen. Es blieb beim tiefen Stöhnen.

Trotz dieser unheimlichen Begegnung war Braddock erleichtert.

Er würde dem Direktorium Ed Halloran am nächsten Tag präsentieren können, auch wenn dessen Zustand nicht eben als top bezeichnet werden konnte. Wichtig war, dass es ihn gab, und sicherlich würde Ed auch eine Menge zu berichten haben.

»Ich bringe dich ins Haus, Ed. Du musst mitkommen. Du musst dich reinigen, du musst reden. Du weißt gar nicht, was ich deinetwegen alles durchgemacht habe, alter Freund.«

Ed gab keine Antwort. Er war zu einer willenlosen Puppe geworden und ließ sich wiederstandslos durch den Garten ziehen, auf die Rückfront des Hauses zu.

Als sie beiden Männer die kleine Terrasse erreicht hatten, wandten sie sich nach links, wo sich zwischen den beiden Grundstücken ein schmaler Weg befand. An der anderen Seite grenzte das Haus direkt an den Nachbarn, hier aber war Platz genug. Ed hatte den Weg mit Steinen belegt, und seine linke Seite war von einer Rosenhecke begrenzt. In dieser Zeit war sie nicht mehr als ein kahles Gestrüpp mit krummen, toten Armen, die sich in verschiedene Richtungen streckten.

Vor der Haustür blieben sie stehen. Zum ersten Mal schien das Licht gegen die Gestalt.

Braddock erschrak bis ins Mark, als er das Gesicht seines Kollegen sah.

Es war ein furchtbarer Anblick. Wunden über Wunden reihten sich aneinander oder liefen kreuz und quer. Und aus allen Schnitten sickerte das Blut hervor, verteilte sich auf dem Gesicht, rann dann ineinander und vermischte sich zu einem roten Schmier, der das gesamte Gesicht zu einer Fratze machte. Sogar in den Augenbrauen

klebte Blut, im Haar ebenfalls, denn Ed trug keinen Helm mehr. Seine Kleidung war auch verschmiert, die Lippen sahen aus wie rissige Schläuche, aus denen kleine Tropfen liefen. Wer immer das getan hatte, er war ein Schwein gewesen, und Braddock schüttelte sich bei diesem Gedanken.

Er musste Ed stützen, sprach beruhigend auf ihn ein, als er schellte. Lisa würde einen wahnsinnigen Schreck kriegen, wenn sie den Mann sah. Jake hoffte nur, dass er die richtigen Worte fand und seine Frau nicht allzu sehr beunruhigte.

Er hörte Lisas eilige Schritte. Sicherlich war sie wegen seines doch langen Fernbleibens beunruhigt, und als sie die Tür aufzog, da kam Jake nicht dazu, eine Erklärung abzugeben, denn Lisa sah ihn, sah Ed, und ihr Mund öffnete sich zu einem gellenden Schrei. Sie war geschockt, denn Eds Anblick hatte sie unvorbereitet getroffen.

Braddock ließ seinen Freund im richtigen Moment los. Er sprang auf Lisa zu. Bevor sie noch den Schrei ausstoßen konnte, hatte er ihr die Hand auf den Mund gepresst und sie ein Stück in den Flur hineingedrängt. »Bitte, Lisa, reiß dich zusammen! Sag, um Himmels willen, kein Wort! Und bitte auch nicht schreien!«

Sie nickte. Erst dann senkte Jake seine Hand, ließ Lisa stehen, deren heftiges Atmen ihn auf seinem kurzen Weg zu Ed Halloran begleitete. Der Kollege kämpfte mit dem Gleichgewicht. Es war gut, dass Jake ihn stützen konnte. Er holte ihn ins Haus, wo Lisa noch immer an der Wand gelehnt stand, sehr blass war und keinen Kommentar abgeben konnte. Sie hielt sich ebenfalls nur mit Mühe aufrecht. Mit diesem Schreck hatte sie nicht gerechnet.

Jake Braddock schloss die Tür. Er schaute Lisa beschwörend an.

»Bitte, wir müssen uns um ihn kümmern. Ich habe ihn im Garten gefunden. Er braucht Hilfe.«

»Ja, ja… sein … sein Gesicht …«

»Er wird es uns erklären. Er wird uns alles sagen.« Im Licht der Deckenbeleuchtung sahen beide, dass auch die dicke Kleidung in Mitleidenschaft gezogen war. Sie zeigte ebenfalls ein Muster von Schnitten, dass bis auf die Haut durchgedrungen war, so dass auch der Körper von zahlreichen Wunden bedeckt sein musste.

»Wohin?«

»Ins Bad.« Jake hatte die Frage mehr an Ed gestellt, der nichts tat und alles willenlos mit sich geschehen ließ. Braddock zerrte ihn weiter. Er war jetzt froh, dass er sich in seinem Haus zwei Bäder geschaffen hatte. Das eine lag in der oberen Etage, aber das zweite, das kleinere und nur für Gäste gedacht, befand sich im Erdgeschoss.

Dort hinein schob er seinen Freund und Kollegen. Er drückte ihn auf einen Hocker und fing damit an, ihn zu entkleiden. Ed tat nichts, er schaute ins Leere, auch als Lisa hinzukam, die tatkräftig mithalf.

Jetzt kam ihr zugute, dass sie über eine Reihe von Jahren hinweg als Krankenschwester gearbeitet hatte und einiges vertragen konnte.

Dennoch fragte sie: »Wer tut denn so etwas?«

»Keine Ahnung, aber wir werden es bald wissen, denke ich.«

»Falls er reden will.«

»Bestimmt.«

Bis auf die Unterhose hatten sie Ed Halloran ausgezogen, und sie stellten beide fest, dass die Wunden auf dem Körper nicht so tief waren wie die auf dem Gesicht. Man konnte die anderen mehr als Schrammen bezeichnen. Da hatte die dicke Arbeitskleidung doch einiges abgehalten.

Lisa lief nach oben, wo sich das Verbandszeug und auch die Salbe befanden. Damit wollten sie Ed verarzten. Er selbst hockte auf einem Schemel, zitterte und bewegte bibbernd seine blutigen Lippen.

Braddock wusste nicht, wie er seinem Freund helfen sollte. Er selbst war völlig durcheinander, und er dachte auch nicht nur an Ed, sondern ebenfalls an sich und seine Zukunft. Sah sie jetzt durch das Auftauchen des so lange Vermissten wieder hoffnungsvoller aus?

Er wünschte es sich und seiner Frau.

Wenn Ed redete, und wenn er es vor dem Verantwortlichen tat, dann mussten sie einfach reagieren und alles andere zurücknehmen.

Wegen Ed tat es ihm Leid. Der Junge musste die Hölle schon auf Erden erlebt haben. Allerdings sprach er nicht darüber. Sein Blick war stumpf und zu Boden gesenkt, als wollte er die Fliesen dort alle einzeln zählen.

Lisa kam mit hastigen Schritten die Treppe herunter. Sie trat in das schmale Bad und trug die Dinge, die sie brauchte, in einem Korb bei sich. Mit einigen Bewegungen scheuchte sie ihren Mann aus dem Bad und erklärte ihm, dass sie sich um Ed kümmern wollte.

»Was willst du denn tun?«

»Ganz einfach. Ich reinige ihn, dann desinfiziere ich die Wunden, und anschließend werde ich versuchen, ihm Pflaster und Verbände anzulegen. Zumindest werde ich damit die tiefen Wunden abdecken. Ich möchte nicht, dass er sich dort infiziert.«

Jake nickte.

Seine Frau legte ihm beide Hände auf die Brust und schob ihn in den Flur. »Warte, bis ich dich rufe.«

»Okay, Baby, du machst das schon super.«

»Rede nicht so einen Unsinn!«

Braddock ging in den Wohnraum. Er ärgerte sich selbst über sein Hochgefühl und fand diese Gedanken einfach zu egoistisch, doch er hatte ebenfalls zuviel durchmachen müssen, auch wenn es bei »nur« physischer Natur gewesen war.

Im Wohnraum ließ er sich nieder. Durch die geschlossenen Rollos

kam er sich vor wie ein Gefangener. Lisa und er dagegen liebten den freien Blick in den Garten.

Er spürte den Drang nach einem Drink. Ein Whisky würde ihm jetzt gut tun. Aus der Flasche gluckerte ein Dreifacher in das Glas.

Schon der Geruch tat ihm gut. Er setzte das Glas langsam an die Lippen und trank in kleinen Schlucken. Wieder drehten sich seine Gedanken um seine persönliche Zukunft. Er stellte sich vor, dass ihn die Vorgesetzten wieder einstellen mussten, anderes blieb ihnen nicht übrig. Es hatte sich alles aufgeklärt. Möglicherweise konnte Ed wieder so weit hergestellt werden, dass er seine Arbeit fortführte.

Natürlich musste er berichten, und Jake würde alles aus erster Hand erfahren. Diese Nacht würde sehr spannend werden.

Er blieb neben dem Telefon stehen. Die Nummer des Vizepräsidenten hatte er im Kopf. Was würde dieser Typ wohl sagen, wenn er ihn anrief und ihm die Wahrheit erklärte? Würde er durchdrehen, ihn auslachen oder alles glauben?

Nein, Hände weg vom Telefon! So leicht wollte er es den Typen nicht machen. Sie hatten ihn zu sehr malträtiert, er würde sich schon einen Plan ausdenken, das stand fest.

Das Glas war beinahe leer. Braddock spürte bereits die Wirkung.

Er kam sich leicht vor, die Probleme waren in den Hintergrund gedrückt worden, ohne allerdings zu verschwinden.

Aus dem Bad hörte er nichts. Wenn Lisa mit Ed sprach, tat sie es zumindest leise. Auch als Braddock in den Flur ging, war von den beiden nichts zu verstehen.

Er zündete sich eine Zigarette an. Er rauchte selten, eigentlich hatte Lisa immer geraucht, während der Schwangerschaft aber davon gelassen. Paffend schlenderte Jake auf und ab, jetzt brannte ihm die Zeit unter den Nägeln, und als er die Kippe in einem Ascher zerstampft hatte, wollte er nicht länger warten.

Er ging zu Lisa und Ed.

Sie sah ihn nicht kommen, weil sie der Tür den Rücken zudrehte und gebückt neben Halloran stand. Der sah aus wie eine Mumie.

Lisa hatte ihn so gut wie möglich verpflastert und verbunden. Jetzt konnte nur gehofft werden, dass die Wunden auch heilten.

Braddock räusperte sich.

Lisa fuhr hoch und drehte sich um. Sie hatte sich erschreckt.

»Himmel, kannst du nicht…?«

»Pardon, aber wie weit bist du?«

»Okay. Ich möchte nur, dass er von dir noch eine Hose und ein Hemd anzieht. Kannst du das holen?«

»Sicher.« Braddock verschwand nach oben, wo das Schlaf- und Ankleidezimmer der beiden lag. Er schaute in seinem Schrank nach.

Dort hing genügend Kleidung, die auch Halloran passen müsste.

Dass sie etwas zu weit war, sollte ihn nicht stören.
Er entschied sich für eine Cordhose und ein grünes Flanellhemd.
Auch eine schwarze Strickjacke nahm er mit. Die konnte sich Ed überstreifen, wenn er fror.
Wieder im Bad, wunderte er sich, denn jetzt stand sein Freund und Kollege auf beiden Beinen. In seinem Gesicht lagen nur die Augen frei, der rissige Mund und die Nasenlöcher. So lief er nicht Gefahr, zu ersticken und konnte auch selbst reden. Lisa zog ihn noch an und führte Ed wie ein Kind aus dem Bad.
Braddock war stolz auf seine Frau. Was sie schaffte, das hätten nur die wenigstens gebracht. Im Wohnraum wurde Ed in einen Sessel gedrückt. Er bekam Wasser zu trinken, um das er mit zitternder Stimme gebeten hatte.
»Auch etwas zu essen?«, erkundigte sich Lisa.
»Nein, nicht.«
»Aber noch Wasser?«
Als Antwort reichte er ihr das leere Glas. Braddock ging und füllte es wieder. Er kehrte zurück und sah, dass sein Freund die Beine ausgestreckt hatte. Er murmelte etwas vor sich hin, was Lisa und Jake nicht verstanden. Danach trank er. Er leerte das Glas bis zum letzten Tropfen, stellte es ab und lächelte.
Lisa krampfhaft zu. »Ich… ich muss mich bedanken …«
»Unsinn.«
»Doch, ich… ich …«, er wischte über seine Augen, in denen Tränenwasser schimmerte. »Ohne euch«, flüsterte er, »aber ich habe es aus eigener Kraft geschafft …« Seine Stimme versickerte.
Braddock hatte auf einem kleinen Hocker Platz gefunden. Es war mehr eine gepolsterte Bank mit vier krummen Füßen. »Kannst oder willst du uns denn sagen, was passiert ist?«
Ed überlegte.
»Bitte, Ed, du brauchst es nicht zu tun, aber ich hatte deinetwegen die Hölle durchgemacht. Mich wollen sie entlassen, weil du verschwunden bist und ich meine Aufsichtspflicht verletzt habe. Aber jetzt bist du wieder da, und man wird Erklärungen von dir erwarten…«
»Bitte, Jake«, unterbrach Lisa ihn. »Was ist unser Schicksal schon gegen das unseres Freundes?«
»Sorry, aber…«, Jake hob die Schultern. »Du weißt selbst, was ich durchgemacht habe.«
»Ich war im Tunnel!« Hallorans Worte tropften in die Stille. Sie zerstörten den Dialog der Eheleute.
»Was geschah dort?«
»Ich ging weiter. Ich fand die Höhle, dort sah ich die Dunkelheit. Sie hat mich gefressen…«

Braddock schloss die Augen. Gefressen, dachte er. Verdammt noch mal, das hat er mir auch gemeldet, doch Braddock konnte es nicht nachvollziehen, er hatte sich ebenfalls in der Höhle umgeschaut und nichts Verdächtiges gesehen. Das erklärte er seinem Freund und Kollegen auch, doch der schüttelte den Kopf.

»Sie war da, Jake.«

»Gut, ich glaube. Du hast sie also gesehen. Ich möchte wissen, was dann geschah. Du bist wahrscheinlich auch in die Höhle hineingegangen, nicht wahr?«

»In die Dunkelheit!«, korrigierte Ed flüsternd. Seine verbundenen Hände bewegten sich zuckend. Die Erinnerung überkam ihn wieder wie ein dunkler Strom. »Sie hat mich gelockt, es waren Stimmen in ihr. Ich hatte Angst, ich wollte zurück, aber ich konnte nicht mehr. Kannst du das begreifen?«

»Nein.«

»Sie war in meinem Kopf«, fuhr er flüsternd fort. »Das Dunkel und die Stimmen hatten sich dort festgesetzt. Sie haben mich übernommen. Ich konnte ihnen nicht entkommen, sie waren einfach zu stark. So ging ich weiter hinein.«

»Blieb es dunkel?«

»Ja.«

»Kannst du deine Gefühle beschreiben, Ed?«

»Nein, ich hatte keine. Ich hatte nicht mal Angst«, gab er zu, »denn ich fühlte mich wie neutralisiert. Es war komisch, wirklich, aber ich ging und setzte dabei völlig normal einen Fuß vor den anderen. Um mich herum war Leben…«

»Keine Finsternis?«, fragte Braddock skeptisch.

»Auch, aber sie lebte. Ich hörte sogar Stimmen. Sie sprachen etwas, das ich zunächst nicht verstand, aber später wurde mir der Begriff klar. Es war immer nur ein Wort.«

»Wie hieß es?«

»Avalon…«

***

Lisa und ihr Mann schwiegen. Jake hob schließlich die Schultern, er konnte mit dem Begriff nichts anfangen, im Gegensatz zu seiner Frau, die in ihrem Leben viel gelesen hatte und auch noch las. Sie setzte sich steif hin, und in ihre Augen trat ein ungewöhnlicher Glanz. Sie schob die Brille höher und fragte: »Wirklich Avalon? Das Reich der Nebel. Die Insel im Meer, auf der König Artus sein Grab gefunden haben soll? Ist es das Avalon gewesen?«

»Ich hörte immer nur das eine Wort.«

Lisa spürte, wie ein inneres Fieber in ihr entfacht worden war.

»Wenn du das Wort gehört hast, Ed, wenn man es dir immer wieder

sagte, hast du dann auch etwas gesehen?«

»Weiß nicht…«

»Bitte, denk doch nach.«

Jake mischte sich ein. Er schüttelte den Kopf. »Lisa, was redest du denn da? Dieses Avalon, das ist doch… das gibt es nicht. Das ist eine Sage, eine Legende, ein Märchen.«

Fast hätte Lisa ihren Mann ausgelacht. So aber sagte sie nur. »Hast du eine Ahnung.« Sie meinte damit Ed.

»Es war so dunkel.«

»Blieb es auch finster?« Lisa zeigte sich gespannt. Sie war in die Rolle des Fragers geschlüpft. Sie fühlte sich auch berechtigt, denn ihr Mann hatte über Avalon nichts gelesen. Er gehörte zu den Realisten, er war durch und durch Techniker. Für ihn existierte nur etwas, das sich auch mathematisch beweisen ließ. Nicht für Lisa. Die ehemalige Krankenschwester hatte in den langen Nächten des Wachtdienstes auch viel Zeit zum Lesen gehabt. Und sie war zu einer regelrechten Leseratte geworden. Sehr viele Romane hatte sie gelesen, aber auch Sachbücher und populärwissenschaftliche Schinken.

Ed Halloran nickte schwerfällig.

»Und trotzdem bist du verletzt…«

Eine simple Feststellung nur, doch Lisa hatte mit dieser Bemerkung etwas im Innern ihres Besuchers aufgewühlt, das einfach an die Oberfläche musste. Da war ein bestimmter Punkt getroffen worden, und bei ihm kehrte schlagartig die Erinnerung zurück. Zuerst stöhnte er auf, dann fing er an zu schluchzen. Er schüttelte den Kopf, leise Stöhnlaute drangen über seine Lippen. Er hob die verbundenen Hände vor sein Gesicht, um sich gegen irgend etwas zu schützen. Als er sprach, war eine Weile vergangen, und die beiden Braddocks hatten Mühe, ihn überhaupt zu verstehen. »Es… es war das Skelett …«

Die Braddocks blickten sich an. Diesmal kam auch Lisa nicht so recht mit. »Wie bitte?«, fragte sie.

Halloran bewegte sich unruhig. Er schaute in die verschiedenen Richtungen des mit wuchigen Möbeln ausstaffierten Wohnzimmers.

Er blickte auch gegen die Decke, die durch einige Holzbalken gedrittelt wurde. »Ein Skelett, glaube ich…«

»Das glaubst du nur?«

»Ja.«

»Warum bist du dir nicht sicher?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Ed. »Es sah so aus wie ein Skelett. Aber es war so bleich. Wie Knochen, denke ich… es hatte Augen.«

Er nickte. »Ja, Augen.«

»Skelette haben keine Augen«, stellte Braddock fest.

Ed ging nicht auf diese Bemerkung ein. Er sprach leise weiter. »Da ist trotzdem noch etwas gewesen. In der Dunkelheit schimmerte sogar

eine Waffe. Sie sah aus wie eine Sense, sie war gebogen, und ich habe sie erlebt.«

»Wie?«

Der Verbundene richtete seinen Blick auf Jake Braddock. »Ich… ich lief hin. Es schnitt in meinen Körper und in mein Gesicht. Ich… ich fing an zu bluten, und ich weiß nicht, weshalb ich angegriffen wurde. Aber es war da, es folgte mir, es überholte mich und ließ mich immer gegen die Waffe laufen. Sie war dünn und scharf. Ich spürte den Schmerz, später nicht mehr, weil alles zusammenlief, bis ich dann selbst nicht mehr gehen konnte und zu Boden fiel.«

Er hatte eine lange Rede gehalten. Sie war sehr anstrengend gewesen. Ed drückte seinen Körper zurück. Es berührte mit dem Kopf die obere Lehne und atmete keuchend durch den offenen Mund. Dann bat er um einen Schluck Wasser.

Braddock stand auf und flitzte aus dem Raum. Er kam mit dem gefüllten Glas zurück. Halloran trank so hastig, als hätte er einen Brand in seiner Kehle zu löschen.

»Du bist dann irgendwann erwacht – oder?«, erkundigte sich Lisa.

Der Verletzte hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts mehr. Ich brach nur zusammen. Ich weiß nicht mal, ob ich bewusstlos geworden bin. Alles war so anders, so schrecklich.«

»Aber du hast den Tunnel verlassen können.«

Ed räusperte sich. »Irgendwann bin ich wieder erwacht. Da konnte ich dann gehen, obwohl ich überall Schmerzen hatte. Die Wunden brannten, ich spürte überall das Blut, und ich weiß nicht, wer mich gerettet hat. Das Skelett oder die bleiche Gestalt waren es nicht. Vielleicht war ich in Avalon, vielleicht habe ich eine Grenze überschritten und…«

Braddock lachte in seine Worte hinein. »Aber nicht doch, Ed. Bitte nicht so.«

»Warum?« Lisas Stimme klang böse.

»Was soll das denn mit Avalon?« Er winkte mit beiden Händen ab, als wollte er es weit von sich weisen. »Das ist doch alles nicht wahr, verdammt! Das kann nicht stimmen.«

»Die Stimmen haben es mir zugeflüstert«, erwiderte der Verletzte leise.

Braddock winkte ab. »Hör mal, Ed. Du bist allein in diese, ich gebe zu, rätselhafte Dunkelheit hineingegangen. Du hast selbst erzählt, dass sie wie ein Schwamm gewirkt hat. Wenn jemand allein in die unbekannte Finsternis hineingeht, dann bildet er sich oft etwas ein, das kannst du mir glauben. Ich habe doch Mitarbeiter testen müssen. Nicht jeder ist für einen solchen Job im Stollen geeignet. Schon bei den Tests haben sie durchgedreht, obwohl sie nur in einer Simulationskammer gesessen haben. Es ist wirklich ein Problem, das

kannst du mir glauben. Man bildete sich etwas ein, was gar nicht existiert, und vor allen Dingen nicht dieses… dieses Avalon.«

Ed Halloran schwieg, nicht aber Lisa. »Was redest du da?«, fuhr sie ihren Mann an. »Ich glaube ihm.«

»So? Dann mache ich dir einen Vorschlag. Geh du zu meinen Direktoren und erkläre Ihnen, was Ed erlebt hat. Sie werden dich gar nicht zu Ende reden lassen. Die schmeißen dich schon vorher raus. Ich werde dazu nämlich nichts sagen, das muss Ed ihnen allein erklären.«

»So? Muss er das?«

»Ja.«

»Und ich habe gedacht, Jake, Ed ist dein Freund!«

»Das ist er auch. Deshalb brauche ich doch nicht jeden – fast hätte ich Schwachsinn gesagt – nachzuplappern. Ich gebe zu, dass die Dunkelheit mehr als ungewöhnlich ist, sogar rätselhaft, aber wir werden den Grund ihres Entstehens schon herausfinden.«

»Durch die Technik, nehme ich an.«

»Richtig.«

Lisa verzog das Gesicht. »Nein, Jake, du gehst den falschen Weg. Das ist kein Fall für die Technik. Das ist einer für einen Parapsychologen oder einen Menschen, der sich mit diesen Kräften beschäftigt, der sein Gehirn geweitet hat und nicht mit Scheuklappen durch die Gegend läuft. Geh du deinen Weg, ich werde mich mit einem derartigen Mann in Verbindung setzen.«

Jake Braddock lachte. »Ist ja auch so einfach. Die gibt es in London wie Wassertropfen in der Themse.«

»Das nicht.«

»Aber?«

»Ich erinnere mich, in den entsprechenden Zeitungen mal über unheimliche und unerklärliche Vorgänge gelesen zu haben. Da hat sich sogar Scotland Yard dahintergeklemmt. Deshalb werde ich mich mit dem Yard in Verbindung setzen, wobei ich nicht hoffe, dass ich auf taube Ohren stoßen werde. Ich denke schon, dass man mir zuhört.«

Jake kannte seine Frau. Was die sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte sie auch durch. Er wusste, dass er es nicht schaffen konnte, sie umzustimmen. Also musste er versuchen, ihr einen Kompromiss abzuringen. »Okay, ich bin einverstanden, aber zuvor werde ich mit Ed zu den Typen gehen, die mich haben entlassen wollen. Danach kannst du machen, was du willst.«

Lisa lächelte. »Du wirst lachen, Jake, das tue ich auch. Und ich bin fest davon überzeugt, dass man mir zuhören wird. Für mich steht die Welt am Rande eines Umbruchs. Die normale Wissenschaft hat ihre Karten ausgereizt, vorläufig jedenfalls. Man ist jetzt mehr auf der Suche nach den metaphysischen Dingen, um auch die Beweise zu

finden. Das kannst du überall lesen und sehen.«
»Ja, Scharlatane.«
»Nein, keine.«
Braddock hob die Schultern und stand auf. Er ging mit entschlossenen Schritten auf das Telefon zu.
»Wen willst du anrufen?«, fragte Lisa, die sich gedreht hatte und ihm nachschaute.
»Unseren Vize«, erklärte der Mann mit knirschender Stimme.
»Und es ist mir scheißegal, welche Uhrzeit wir haben. Dieser verdammte Knochen soll sein blaues Wunder erleben…«

***

Angespannt und mit verbissenem Gesicht hockte ich im Büro meines Chefs, der mich aus Frankreich wieder an die Basis beordert hatte, was mir überhaupt nicht gefallen konnte, denn es warf meine Pläne wieder mal über den Haufen.
Den Schlaf hatte ich im Flugzeug genossen, zuwenig, wie ich mir eingestand. Trotzdem war ich nicht müde, denn durch meinen neuen Job standen die Räder in Alet-les-Bains still. Keiner der Templer würde sich trauen, den Knochen-Sessel zu benutzen. Ihr Respekt davor war einfach zu gewaltig.
Ich kam mir vor wie eine Bombe, die tickte und sicherlich, bald in die Luft flog. Sir James, hatte meine Stimmung erkannt, er war sehr nett gewesen, überaus höflich und hatte mir deshalb den ersten Wind aus den Segeln genommen. Neben dem frischen Glenda-Perkins-Kaffee hatte er mir sogar einen Whisky angeboten, den ich allerdings abgelehnt hatte, ich wollte mich nicht einlullen lassen.
Um was es genau ging, hatte ich am Telefon nicht erfahren. Nur in groben Zügen war mir der Fall zu Gehör gebracht worden. Ich wusste von einem Tunnel und einer Finsternis, die nicht normal sein konnte. Angeblich hatte sie sogar das Licht einer Lampe regelrecht verschluckt.
Das hatte mich natürlich misstrauisch gemacht, weil ich sofort wieder an die gefährliche schwarze Flut dachte und erste Zweifel bekam, ob sie tatsächlich zerstört worden war oder ob ich weiteren Derivaten gegenüberstand.
Das wäre natürlich schlecht gewesen, doch Sir James hatte diesen Begriff nicht in den Mund genommen, während seines detaillierten Berichts. In London war es nicht so kalt wie in den Pyrenäen, trotzdem hatte niemand die Heizungen zurückgestellt, so dass sich die Wärme im Bau ausbreiten konnte und mich schläfrig machte.
Es fiel mir schwer, mich auf die Worte meines Chefs zu konzentrieren, der mich zwar in den neuen Fall einweihen sollte, allerdings nicht viel in der Hand hatte.

Bei einem Begriff allerdings horchte ich auf. Sir James hatte ihn wie nebenbei erzählt. Als er meine Reaktion sah, lächelte er, und er lächelte noch stärker, als ich die Frage folgen ließ.

»Sie haben tatsächlich Avalon gesagt?«

»Ja.«

Ich dachte nach. Zufall, Schicksal, was auch immer. Jedenfalls drehte sich bei mir in der letzten Zeit viel um dieses Land, und ich hätte mich gefreut, wenn es hier auf der Insel tatsächlich zu einem Kontakt mit der anderen, der Nebelinsel, gekommen wäre. Zu groß wollte ich meinen Optimismus nicht werden lassen und sagte deshalb: »Ich denke kaum, dass es eine Spur zu Suko und dem Abbé sein wird.«

»Sie sind sehr pessimistisch, John.«

»Die letzten Tage gaben auch keinen Grund, optimistisch zu sein.«

Sir James legte seine Hand zusammen. »Was wollen Sie, John? Sie haben die schwarze Flut gemeinsam mit Hector de Valois zerstören können. Wenn das kein Erfolg ist, weiß ich nicht, was Sie eigentlich noch alles wollen. Ich sehe es so.«

»Suko und der Abbé sind verschwunden.«

»Aber nicht tot.«

»Wissen Sie das genau?«

»Ich gehe davon aus. Möglicherweise haben wir ja die Spur nach Avalon gefunden.«

Ich war mir da nicht so sicher und fragte: »Wie glaubwürdig ist dieser… ahm, wie heißt er noch …?«

»Ed Halloran!«

»Ja, dieser Ed Halloran.«

»Er ist Realist. Die Frau eines Kollegen hat sich direkt an uns gewandt. Sie heißt übrigens Lisa Braddock, und ich erhielt die Meldung.«

»Haben Sie mit der Frau gesprochen?«

»Am Telefon. Auch da klang sie glaubwürdig, wenn ich das sagen darf. Nicht hysterisch, nicht übertrieben, ich hatte einen guten Eindruck von ihr.«

»Auch von Halloran?«

»Mit ihm habe ich nicht gesprochen, John, weil ich das Ihnen überlassen wollte.«

»Wie schön«, stöhnte ich. »Dann müssen Sie mir nur sagen, wo ich ihn finden kann.«

»Da er den Tunnel verletzt verlassen hat und nur von Lisa Braddock provisorisch behandelt werden konnte, hat man es für besser gehalten, ihn in ein Krankenhaus zur Beobachtung zu legen. Sie werden sicherlich noch heute mit ihm sprechen.«

»Das denke ich auch. Dann noch eine Frage. Ich werde auch den Tunnel untersuchen müssen. Können Sie mir sagen, wo ich ihn finde?«

»Südlich von London. Allerdings auch nach Westen hin, und nicht weit von der Küste entfernt.«

»Ach«, staunte ich. »Was hat man denn dort alles finden wollen? Ich nehme an, dass nach irgendwelchen Bodenschätzen gegraben wurde.«

»Stimmt.«

»Ein Eingriff in die Umwelt.«

»Die Firma Mount Incorporated hat sämtliche Auflagen erfüllt. Zudem ist sie ein sehr großes Unternehmen und mit der entsprechenden Macht ausgestattet. Die arbeiten weltweit und bereiten praktisch den Boden vor, um die Rohstoffe abbauen zu können. Zudem mischt sie noch im Ölgeschäft mit.«

»Hatten Sie mit den Verantwortlichen dort ebenfalls Kontakt aufgenommen?«

»Darauf habe ich verzichtet. Dieser Fall ist nichts für die obere Etage, der ist etwas für Sie. Ich möchte, dass Sie vorsichtig sind, wenn Sie sich den Tunnel oder Stollen ansehen. Niemand kann sagen, was sich dahinter oder in ihm verbirgt.«

»Schwärze.«

»Ja – schon. Ich frage mich nur, ob sie tot ist oder so lebte wie die dunkle Flut.«

»Das werde ich herausfinden, Sir.«

Als ich aufstand, erhob auch er sich. »Wissen Sie, John, es ist mir selbst gegen den Strich gegangen, Sie aus Frankreich zu holen, aber ich sah keine andere Möglichkeit, und mich hat zudem der Begriff Avalon aufgeschreckt, wie Sie sich denken können.«

»Das hält auch mich aufrecht, Sir.«

»Ich habe es ernst gemeint.«

»Ich ebenfalls.«

Mein Chef gab sich etwas betreten. »Ich weiß genau, dass Sie sich ärgern, John, aber es gibt oft genug Sachzwänge, denen man sich beugen muss. Möglicherweise kommen Sie auf einem Umweg ans Ziel, der dann in Wirklichkeit kein Umweg ist. Jedenfalls kann sich der Mann den Begriff Avalon nicht einfach eingebildet haben.«

»Sicherlich nicht.«

»Ich habe danach geforscht, er ist kein Spinner, sondern steht mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen. Ich denke zudem nicht, dass er sich auch diese Gestalt, die ihn angegriffen und verletzt hat, einfach ausdenken konnte. Bei einem phantasievollen Kind wäre ich skeptisch gewesen, hier allerdings nicht.«

Meine Hand berührte die Klinke, ohne sie zu drücken. »Ich werde ihn ja besuchen, Sir, und mir von ihm ein eigenes Bild machen können. Wie schwer ist er denn verletzt?«

»Es geht schon. Ich denke auch nicht, dass er unbedingt im Bett bleiben muss. Man kann davon ausgehen, dass seine Verletzungen

zum Großteil schon verheilt sind. Jedenfalls werden Sie keine Mumie zu sehen bekommen, denke ich.«

»Damit habe ich es auch nicht.«

Ich verabschiedete mich von meinem Chef und trat hinaus in den Flur, wo es etwas kühler war. Meine Augen brannten, jetzt kehrte wieder die Müdigkeit zurück. Ich würde es schaffen, gegen sie anzukämpfen, dabei würde mir auch Glendas Kaffee helfen.

Der Tag war relativ weit fortgeschritten. Die Dezember-Dunkelheit lag über der weihnachtlich geschmückten Stadt an der Themse und wurde zumindest in den Ballungszentren durch bunte Lichterketten unterbrochen, die ebenso wie die erleuchteten und festlich geschmückten Schaufenster zahlreiche Menschen, auch Touristen, zum Kauf anlocken sollten.

Weihnachten, dachte ich. Das Fest der gegenseitigen Erpressung.

Mir war nicht weihnachtlich zumute, ich hatte auch noch keine Geschenke besorgt. Das schönste Geschenk wäre gewesen, wenn ich Suko wieder heil und gesund zurückbekommen hätte. Doch dahinter stand ein gewaltiges Fragezeichen.

Glenda hatte auf mich gewartet, obwohl sie eigentlich schon hätte nach Hause gehen können. Sie schaute mich an, als ich das Büro betrat und meinte: »Irgendwie ist es so leer ohne Suko.«

»Da sagst du was.«

»Und? Siehst du eine Chance?«

Ich ließ mich auf der Kante ihres Schreibtischs nieder. »Bis jetzt nur den Hauch.«

»Kann ich mir vorstellen. Du wärst liebend gern in Frankreich geblieben.«

»Ja, denn mir gehört der Sessel.« Ich hob die Schultern. »Aber hier muss auch jemand den Besen in die Hand nehmen und fegen. Wen willst du sonst einsetzen? Hast du eine Idee?«

»Nein.«

»Dann muss ich mich auf den Weg machen.« Ich schielte auf die Kaffeemaschine und den Rest in der Kanne. »Kann man ihn trinken?«

»Er ist so gut wie frisch.«

»Dann man los!« Ich holte mir eine Tasse, während Glenda zur Maschine ging.

»Bring mir auch eine mit, John.«

Im Büro kannte ich mich ebensogut aus wie in meiner Wohnung.

Glenda war wieder modisch gekleidet. Sie trug einen rehbraunen, engen, aber auch geschlitzten und etwas längeren Rock, dazu einen schwarzen Pullover, der mit allerlei Perlen und Strass verziert war.

Wenn sie sich zu hastig bewegte, klimperte es auf ihrem Busen. Sie schenkte die Tassen voll und bat um einen Bericht.

Ich erzählte ihr von Frankreich und auch von meinen relativen

Erfolgen dort, was sie – ebenso wie Sir James – nicht unterstreichen wollte.

»Das waren doch keine relativen Erfolge, John. Du hast die schwarze Flut vernichtet!«

Ich zündete mir eine Zigarette an. Glenda wartete auf meine Antwort. »Das ist wahr, doch ich habe zwei Freunde verloren. Sie sind verschollen, ich weiß nicht, wie ich sie zurückbekommen soll. Oder kennst du den Weg nach Avalon?«

»Leider nicht.«

»Siehst du!«

»Aber du wirst ihn finden, John, vielleicht schon heute.« Sie nickte sehr ernst, und ich schaute sie über den Rand der Tasse hinweg skeptisch an.

»Meinst du?«

»Klar.«

Wenig später stellte ich die leere Tasse weg und strich über ihre Wange. »Schön, dass du so etwas sagst, Glenda. Man muss eben nur selbst daran glauben.«

»Ich für meinen Teil tue das.«

»Dann kann ja nichts schiefgehen.« Ich schaute auf die Uhr.

»Okay, ich werde mich jetzt in den Verkehr stürzen.«

»Mit dem Wagen?«

»Bin ich irre. Wozu gibt es U-Bahnen? Außerdem, hasse ich nicht nur Dämonen, sondern auch den Verkehr in der City. Besonders am Morgen und um diese Zeit.«

Sie lächelte mich an und machte einen Vorschlag. »Wäre es dann nicht besser, wenn du dir ein Fahrrad zulegst.«

»Du wirst lachen, Glenda, daran habe ich auch schon gedacht.« Ich küsste sie auf beide Wangen. »Bis später mal, und tu mir einen Gefallen. Ruf mal die Conollys an, Lady Sarah und Jane ebenfalls. Du kannst ihnen sagen, dass ich noch lebe.«

»Mach ich.« Sie lächelte hinter mir her. »Und halt die Ohren steif, John.«

»Keine Bange, das werde ich.«

***

Ed Halloran lag in einer großen Klinik, in der zumindest im Eingangsbereich um diese Zeit ziemlich viel Hektik herrschte, denn nach Feierabend gab es viele Menschen, die noch ihren Verwandten und Freunden im Krankenhaus einen Besuch abstatten wollten.

Wäre ich mit dem Wagen gefahren, hätte ich bestimmt noch im Verkehr festgesteckt, so aber war ich rasch und sicher an mein Ziel gelangt und hatte mich in eine kleine Schlange eingereiht, die sich vor der Information gebildet hatte. Leider war der Pult nur von einem

Mitarbeiter besetzt worden. Trotz eines Computers war er überfordert, so dauerte es seine Zeit, bis jeder bedient werden konnte, und der Mann hinter der Glasscheibe geriet ins Schwitzen.

»Zu wem möchten Sie?«, fragte er mich, als ich endlich an die Reihe kam.

»Ed Halloran.«

Er tippte den Namen in den Computer. Kurze Zeit später erschienen auf dem Computer die wichtigsten Informationen. Ich musste in die dritte Etage, Flur sechs, Zimmer 68.

»Danke.«

»Der nächste bitte.«

Fahrstühle standen zwar zur Verfügung, sie waren aber unterwegs. Ich wollte mich nicht schon wieder anstellen und ging den Weg zu Fuß. Das Treppenhaus war breit, leer und dementsprechend ruhig. In der dritten Etage fand ich den Flur ziemlich schnell, das Zimmer ebenfalls, aber keinen Patienten darin, der Ed Halloran hieß. Die beiden anderen Männer erklärten mir, dass er auf dem Flur wäre und es im Bett nicht mehr ausgehalten hätte.

Ich holte mir noch eine Beschreibung ab und war mir sicher, ihn finden zu können.

Am Ende des Flurs befanden sich Besucherecken. Dort standen mehrere Tische und Stühle zusammen. Eine Glotzkiste sah ich ebenfalls, daneben lagen Zeitschriften und Romane.

Nur zwei Patienten hockten dort. Einer war noch sehr jung und las in einem Musikmagazin. Der zweite Mann musste Halloran sein. Er hatte einen Platz vor dem relativ großen Fenster eingenommen, schaute auf den Parkplatz, wo viel Betrieb herrschte, und drehte mir den Rücken zu. Ich erkannte, dass seine Hände noch mit schmalen Verbänden umwickelt waren. Die Finger schauten allerdings hervor.

Er konnte sie auch bewegen, denn er hatte sie gekrümmt auf der schmalen Fensterbank liegen und umklammerte deren Rand.

Ich blieb vor dem Tisch und neben einen Stuhl stehen. Dann sprach ich ihn an. »Mr. Halloran…?«

Er reagierte nicht. Das heißt, er drehte sich nicht um, aber er hatte mich in der Scheibe gesehen. »Was wollen Sie von mir, Mister? Ich kenne Sie nicht.«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Wie schön für Sie.« Er schien verbittert zu sein.

»Ich bin von Scotland Yard. Wenn Sie, meine Legitimation sehen wollen, bitte sehr…«

»Nicht nötig.« Er drehte sich um.

Halloran trug einen dunkelgrauen Bademantel über dem Schlafanzug. Wie immer er auch ausgesehen haben mochte nach dem Verlassen des Tunnels, hier im Krankenhaus hatte man dafür gesorgt,

dass die Verletzungen schnell verheilten, denn auf seinem Gesicht verteilten sich nur noch vier Pflaster. Narben entstellten Eds Gesicht, worauf er auch zu sprechen kam.

»Sagen Sie nur nicht, wie toll ich schon wieder aussehe, Mister, ich würde es als Verarschung ansehen.«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

»Was hatten Sie dann vor?«

Inzwischen hatte ich mich gesetzt. Der Tisch trennte uns. Über die weißgraue Resopalplatte hinweg schauten wir uns an. »Sie können sich denken, dass ich mit einigen Fragen im Gepäck gekommen bin. Es geht um Ihr Erlebnis.«

Der Mann schwieg. Erst nach einer Weile meinte er: »Das ist nichts für die Polizei.«

»Warum nicht?«

»Weil es hier um Dinge geht, die ein normaler Mensch nicht begreifen und nachvollziehen kann. Hätte ich vor einer Woche auch nicht. Ich hätte jeden ausgelacht, der mir so etwas erzählt hätte. Aber jetzt denke ich anders darüber.«

»Darf ich trotzdem wissen, was Sie erlebt haben?«

Er stellte eine Gegenfrage. »Sind Sie denn etwas Besonderes, Mr. Sinclair? Ich wurde bereits verhört. Nicht nur von der Polizei, sondern auch von den Verantwortlichen der Firma. Ich habe alles erzählt und bin auf Kopfschütteln gestoßen.« Seine Augen verengten sich. »Wissen Sie was«, zischte er, »man hat mich bereits abgeschrieben. Man nimmt mich nicht für voll. Die Leute denken, dass ich spinne, denn was ich hinter mir habe, das gibt es eigentlich nicht. Ich habe etwas erlebt und gesehen, für das ich keine Erklärung weiß. Aber ich weiß, dass es existiert, und das ist das Schlimme an der Sache.«

»Avalon, nicht…?«

Er lehnte sich zurück. »Ach, Sie glauben daran?«

»Möglich.«

So etwas wie Interesse blitzte in seinen Augen auf. »Hat Lisa Braddock Sie vielleicht geschickt?«

»Indirekt schon, denn sie hat den Stein ins Rollen gebracht, denke ich mal.«

»Da denken Sie nicht einmal falsch. Ich bin ihr sehr dankbar. Sie hat mich verarztet, als ich bereits aufgeben wollte. Aber ich musste mit einem Menschen reden, damit ich die lange Strecke nicht grundlos zurückgelegt habe.«

»Das war eine Leistung. Wie haben Sie es geschafft?«

»Ich nahm Züge.« Als er meinen erstaunten Blick sah, musste er gegen seinen Willen lachen. »Ja, Züge, Güterzüge. Ich kenne mich da aus und habe mich in den Wagen versteckt gehalten, bis ich zu den Braddocks gelangte. Bei Jake traf mein Bericht auf keine Gegenliebe,

zum Glück bei seiner Frau Lisa.«
»Man hat Sie also verletzt.«
»Richtig.«
»Ich hörte von einem seltsamen Wesen…«
»Stimmt auch. Es war ein Mittelding zwischen einem Skelett und einem Toten. Knochig und bleich. Eine Gestalt, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Nicht mal in meinen Alpträumen. Ich habe nie gedacht, dass es so etwas überhaupt gibt. Diese Gestalt hatte ein langes, glänzendes Messer, es kann auch eine Lanze oder eine Sense gewesen sein, so genau weiß ich das nicht. Es war in meiner Nähe und schnitt immer wieder in meine Haut. Da hatte ich das Gefühl, ständig von einer Rasierklinge ›gestreichelt‹ zu werden. Für mich war das ein verfluchter Sadist. Ich hatte auch nicht gedacht, dass ich es überleben würde, müssen Sie wissen.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Ach ja?«
Ich ließ mich nicht auf diese Provokation ein, sondern redete weiter. »Da war doch noch etwas, wenn ich mich nicht irre. Man hat mir gesagt, dass Sie Stimmen gehört hätten, und die wiederum haben Sie mit einem bestimmten Begriff konfrontiert.«
Halloran drängte sich auf seinem Stuhl zurück. So konnte er mir nicht entkommen. »Was meinen Sie denn?«
»Das wissen Sie sehr gut, Mr. Halloran, aber ich werde es Ihnen trotzdem sagen. Avalon.«
Er schwieg. Er senkte den Blick und faltete die Hände. »Vielleicht habe ich gesponnen, Sinclair.«
»Das glaube ich nicht.«
»Warum nicht?«, blaffte er.
»Ganz einfach. Wenn einer in einer Lage ist wie Sie, wenn er Angst hat und unter einem wahnsinnigen Stress steht, dann sehen die Dinge anders aus. Dann schreit er, dann will er weg, dann hört er Worte oder Sätze, aber nichts über die geheimnisvolle Nebelinsel Avalon. Verstehen Sie mich, Halloran?«
»Ganz schön schlau, Herr Polizist«, spottete Halloran.
»Bleiben Sie sachlich. Mir geht es um Avalon.«
Er wurde nicht sachlich, sondern blieb spöttisch. »Tatsächlich? Sind Sie Märchenerzähler?«
»Das auf keinen Fall. Was wir hier veranstalten, ist kein Spiel. Das hat reale Hintergründe. Für mich ist Avalon, und da bin ich ehrlich, kein Märchen. Ich will es finden, ich kenne es bereits, aber ich möchte noch einmal hin, und ich versuche, die Möglichkeiten, die sich mir bieten, voll und ganz auszuschöpfen.«
Er grinste mich an. »Sie sind ein seltsamer Polizist, Sinclair. So einen wie Sie habe ich noch nie erlebt.«

»Nehmen Sie mich einfach als Tatsache hin.«
»Und Sie wollen nach Avalon.«
»Ja!«
»Ich weiß den Weg nicht. Es gab keinen. Es gab nur die verfluchte Schwärze.«
»Das weiß ich. Aber Sie haben sich die Stimmen nicht eingebildet, nehme ich an.«
»Das stimmt. Ich weiß überhaupt nicht, wer zu mir gesprochen hat. In der Dunkelheit war absolut nichts zu sehen. Natürlich habe ich darüber nachgedacht und bin mittlerweile zu dem Entschluss gekommen, dass es Geister gewesen sind, die durch die Finsternis huschten. Düstere, dunkle Geister, die sich vor dem Hintergrund nicht abhoben. Ich habe eine wahnsinnige Angst bekommen. Ich fühlte mich wie ein Eindringling, der mit allen Mitteln wieder aus dem Tunnel herausgeschafft werden sollte, der nur durch Zufall dort hineingeraten ist und dabei einem Geheimnis auf die Spur kam. Und jetzt habe ich Angst«, sagte er, »verfluchte Angst.«
»Weshalb? Die Sache ist gelaufen?«
»Für Sie vielleicht, Sinclair, nicht für mich. Denn ich komme mir vor wie ein Verräter.«
»Warum?«
»Weil ich geredet habe. Ich hätte alles für mich behalten sollen, und jetzt habe ich Angst, dass die anderen Kräfte hinter mir her sind. Können Sie wahrscheinlich nicht begreifen, aber es ist so. Ich sitze hier am Fenster, starre hinaus, rechne damit, dass sie kommen und mich für mein Reden bestrafen.«
Ich sah den Schweiß auf seiner Stirn und war überzeugt, dass er mich nicht belogen hatte. So konnte niemand schauspielern, der es nicht gelernt hatte. Er schielte auch wieder nach draußen, aber da tat sich nichts. Über London lag die Dunkelheit und unten auf dem Parkplatz strahlten die Lichter eines Weihnachtsbaums.
»Wer sollte denn kommen?«, fragte ich.
Er hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich bin nur sicher, dass etwas passiert.«
»Dieser… Schnitter?«
Halloran schluckte. »Vor ihm fürchte ich mich am allermeisten, Sinclair. Nicht vor der Finsternis. Bei ihm habe ich den Eindruck, als ob er das nachholen will, was er bisher versäumt hat. Er hat mich entkommen lassen, okay. Vielleicht ist es ein Versehen seinerseits gewesen, und jetzt habe ich über das gesprochen, was eigentlich im verborgenen bleiben sollte. Ich fühle mich verdammt beschissen, auch deshalb, weil ich wohl niemand finden werde, der mir glaubt.«
»Vergessen Sie mich nicht.«
»Hören Sie auf! Wie sollten Sie mir als Polizist glauben können? Ich

denke, dass Ihr Auftreten ein Trick ist, den Sie aus der Kiste gezogen haben. Sie spielen mir vor, wie toll Sie Avalon finden, nur um mich bei Laune zu halten, damit ich rede.«

»Da irren Sie sich gewaltig.«

»Bis Sie mir das Gegenteil beweisen, bleibe ich bei meiner Meinung, Mr. Sinclair.«

»Das bleibt Ihnen unbenommen. Aber fühlen Sie sich hier im Krankenhaus auch nicht sicher?«

»So ist es.«

»Brauchen Sie Schutz, Bewachung?«

Ich wusste nicht, ob er mich misstrauisch oder wütend anschaute.

»Kann man einen Menschen gegen Geister bewachen, frage ich Sie? Geht das wirklich? Die kommen doch überall hin, sage ich Ihnen. Für sie gibt es keine Grenzen wie für uns Menschen. Die sind uns über, Sinclair. Das muss ich Ihnen einfach sagen, auch wenn Sie es vielleicht lächerlich finden und es nicht akzeptieren können.«

»Kann ich mir denken.«

Ed verstand meine Reaktion nicht. »Und mehr sagen Sie nicht dazu, mehr nicht?«

»Nein.«

»Dann sind Sie mehr als ein Fatalist.«

»Auch das nicht, mein Lieber. Ich bin jemand, der akzeptiert, was er vorhin gesagt hat, der aber auch seinen Kopf nicht in den Sand steckt, sondern dagegen angeht.«

Erst wollte er lachen. Er überlegte es sich, gab ein grunzendes Geräusch von sich und schüttelte den Kopf. »Wie wollen Sie als Mensch gegen Geister angehen?«

Ich blieb mit der Antwort sehr allgemein und sagte: »Mal so und mal so.«

»Das ist doch Quatsch.«

»Glaube ich nicht, Mr. Halloran. Es ist kein Quatsch, es ist die Summe der Erfahrungen.«

Er wurde nicht ärgerlich, sondern staunte. »Erfahrungen? Tatsächlich Erfahrungen mit Geistern?«

»Unter anderem.«

Ed Halloran schwieg. Da sich seine Haut am Hals bewegte, sah ich, wie er Speichel schluckte. Dann schüttelte er plötzlich den Kopf, lachte dabei und sagte danach: »Wissen Sie was, Sinclair, ich glaube Ihnen sogar.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, was den lesenden Nachbarn aufschreckte. Der stand auf und ging. »Ja, verdammt, ich glaube Ihnen! Hätte ich selbst nicht für möglich gehalten, aber irgendwie kriege ich das in die Reihe, Sinclair.«

»Wunderbar, Mr. Halloran. Dann wird es Sie auch kaum stören, dass ich mir den Tunnel und die Höhle mal aus der Nähe anschaue.«

»Sie… Sie … wollen hin?« Halloran war völlig perplex und von der Rolle. »Sie wollen tatsächlich hin?«
»Natürlich. Ich will einen Fall aufklären. Nicht mehr und nicht weniger. Und da muss ich dort anfangen, wo dieser Fall begonnen hat. Das ist alles.«
Er hob die Augenbrauen und starrte auf seine Knie. »Ja, das ist alles. Sind Sie auch ein Selbstmörder oder zumindest gut versichert?«
»Beides nicht.«
»Dann würde ich Ihnen abraten.«
»Hatte ich mir gedacht, aber ich will das Geheimnis lüften.«
»Wann denn?«, fragte er, und seine Augen hatten einen Blick bekommen, der mich störte, mir gleichzeitig auch etwas anderes signalisierte, über das ich mir noch nicht im Klaren war.
»Das kann ich nicht sagen, aber so schnell wie möglich.«
»Sie fahren allein?«
»So sieht es aus.«
»Warum?« Sein lauernder Blick hatte sich nicht verändert. Allmählich merkte ich, wohin der Hase lief.
»Wer sollte mich denn unterstützen? Es gäbe da jemand, aber der ist im Moment leider verhindert.«
»Damit meinen Sie mich nicht?«
»Auf keinen Fall.«
»Aber ich könnte fahren!« Jetzt war es heraus, und Halloran wirkte erleichtert.
Ich schwieg zunächst. »Sie also?«
»Warum nicht? Ich kenne mich aus.«
»An Ihre Verletzungen denken Sie nicht?«
Halloran strich über sein Gesicht. Er berührte die Plaster und ebenfalls seine krustige Haut. »Nein, daran denke ich nicht, denn für mich ist es okay. Ich habe ein ganz anderes Problem, meine Angst nämlich. Und ich denke, dass ich sie nur dann überwinden kann, wenn ich mich den Problemen stelle.«
»Das könnte gehen.«
»Gut, mein Vorschlag steht. Ich hole meine Sachen, zum Glück hat man mir neue Kleidung gebracht, und dann werden wir beide das Krankenhaus verlassen, ohne dass die Ärzte etwas davon merken.«
»Das ist ungesetzlich.«
»Na und? Es geht auf meine Kappe. Verdammt noch mal, Sinclair, keiner von diesen Weißkitteln ist darüber informiert, wie es in mir aussieht. Sie wissen nichts von meiner Angst vor einer Verfolgung. Ich weiß, dass diese Gestalt nicht aufgegeben hat. Ich habe sie verraten, und dafür wird und will sie sich rächen. Deshalb geben Sie Ihrem Herzen schon einen Stoß und stimmen Sie zu. Von hier aus ist es nicht weit bis zu unserem Ziel. Am nächsten Tag kann ich wieder hier im

Krankenhaus sein. Den Ausflug hat niemand bemerkt. Ich habe bereits gegessen, die Nachtschwester braucht nicht nach mir zu sehen. Außerdem ist das Personal daran gewöhnt, dass ich in der Nacht durch die Flure laufe und mir so meine eigenen Gedanken mache. Die anderen beiden Typen auf meinem Zimmer werden nichts merken, denn um diese Zeit schlafen die. Die sind immer kaputt. Ich aber kann vor mir selbst bestehen, denn ich will lernen, meine eigene Angst in dieser Nacht zu überwinden. Da ist mein Vorschlag eben die beste Therapie.«

Überzeugt hatte er mich noch immer nicht. Doch meine Bedenken behielt ich für mich. Ich hätte sagen können, was ich wollte, nichts hätte bei ihm gefruchtet. Ed Halloran hatte einmal einen Entschluss gefasst und würde davon nicht ablassen.

»Stimmen Sie zu?«

»Ich bin mir noch unschlüssig.«

»Ich wäre ein guter Führer für Sie. Außerdem brauchte ich nicht mit in den Tunnel hineinzugehen. Ferner werden wir davon profitieren, dass die Baustelle vorläufig stillgelegt wurde. Da hat man in den oberen Etagen Muffensausen gekriegt.«

Ich hob die Schultern. »Ist vielleicht nicht so schlecht. Wenn Sie das auf Ihre Kappe nehmen wollen, okay.«

Er war schon aufgestanden. »Warten Sie auf mich, ich bin gleich wieder da. Muss mich nur von diesen verdammten Klamotten befreien. Ich hasse sie inzwischen. Ein Ed Halloran ist kein Mann fürs Krankenhaus, darauf können Sie sich verlassen.«

Ich schaute ihm nach, wie er den Flur entlangschritt und in das Krankenzimmer schlich. Er hatte mich ziemlich nachdenklich zurückgelassen. Begeistert und überzeugt war ich nicht. Auf der anderen Seite aber konnte es nicht schaden, wenn ich jemand bei mir hatte, der sich in der Umgebung auskannte. Ich musste nur dafür sorgen, dass er nicht in Lebensgefahr geriet. Was seine Furcht vor einer Verfolgung anging, da konnte er durchaus Recht haben.

Halloran kehrte schneller zurück, als ich erwartet hatte. Auf seinem Gesicht lag das spitzbübische Grinsen eines Jungen, der es geschafft hatte, seine Lehrer zu überlisten. Halloran trug eine dicke Jacke über dem Arm. Ansonsten war er mit Jeans und einem Pullover bekleidet. »Ich bin bereit«, sagte er. »Sie auch?«

Ich stand auf. »Kommen Sie mit…«

***

Wir waren erst zu meiner Wohnung gefahren, dort in den Rover gestiegen und hatten uns in die südwestliche Richtung gewandt. Als der Großraum London hinter uns lag, klappte es mit dem Verkehr besser. Zumindest mit dem, der in unsere Richtung führte. Auf der

Gegenseite, nach London zu, gab es einen Stau.
Es war kurz nach neunzehn Uhr, und die reine Fahrzeit bis zum Ziel würde ungefähr zwei Stunden betragen. Auf keinen Fall länger, das hatte mir mein Begleiter gesagt.
Er saß neben mir und machte einen relativ zufriedenen Eindruck.
Selbst die Verletzungen schienen ihn nicht mehr zu stören, auch seine Angst war verflogen, zumindest sprach er nicht mehr davon.
Meine Fragen allerdings beantwortete er nur einsilbig. So hatte ich wissen wollen, was die Firma Mount Incorporate dort unten überhaupt abbauen wollte.
»Nun ja, nicht viel.«
Das glaubte ich ihm nicht. »Niemand wird so dumm sein und große Summen investieren, wenn er sich nichts davon verspricht. Nördlich des Küstenstreifens gibt es die South Downs, eine Hügelkette. Was…?«
»Kohle«, kürzte er ab.
»Wirklich?«
»Wäre möglich. So weit sind wir noch nicht gekommen. Man will ja langfristig aus der Atomenergie aussteigen, und da ist eben Kohle eine Alternative.«
»Da stimme ich Ihnen zu.«
»Und weshalb sind Sie dann noch skeptisch? Das habe ich Ihrer Stimme entnommen.«
»So? Merkt man das?«
»Sicher«, sagte er lachend.
»Ich will es Ihnen erklären. Zunächst einmal bin ich kein Fachmann, aber wer nach Kohle sucht, der bohrt keinen Tunnel in den Berg, der geht doch senkrecht in die Erde, denke ich.«
»Im Prinzip schon. Nur gibt es Stein- und Braunkohle. Wir haben mehr an Braunkohle gedacht. Sie wird nun mal im Tagebau gefördert.«
»Ja, das stimmt.« Ich dachte an einen Fall in Germany, der schon Jahre zurücklag. Da hatte ich es mit Zombies aus einem Tagebau zu tun bekommen, und ich hatte auch die gewaltigen Förderbagger und Transportbänder gesehen, die wie riesige Ungeheuer aus Metall wirkten.
Ich berichtete von diesem Fall. Ed stimmte mir zu. »Ja, das ist dann erst der Fall, wenn man mit der Produktion beginnt. Wir haben erst Probebohrungen gemacht.«
»Wie lang ist denn der Tunnel?«
»Nicht mal hundert Yards. Irgendwo zwischen fünfzig und siebzig.«
»Dort haben Sie die Dunkelheit normal erlebt, nehme ich an.«
»Es war alles in Ordnung. Der Lichtstrahl meiner Lampe durchdrang sie. Nach dem Durchbruch, dann nicht mehr. Da hatte ich den Eindruck, als wäre diese Höhle mit einem teerartigen Zeug gefüllt, das

sich wie Nebelwolken weiterbewegte und das Licht meiner Lampen einfach schluckte.«

Wie bei der schwarzen Flut, dachte ich…

»Später war sie dann verschwunden – oder?«

»Sie meinen, während meines Rückwegs?«

»Ja.«

»In der Tat war sie weg.«

»Haben Sie eine Erklärung?«

»Keine.«

Ich nickte und nahm es hin, ohne jedoch überzeugt zu sein. Obwohl wir uns während der Fahrt unterhielten und dies schon relativ lange, hatte ich mehr den Eindruck, überhaupt nichts erfahren zu haben. Die Antworten erfolgten zwar prompt, aber sie blieben trotzdem schwammig. Mich trieb diese Feststellung zu der Überlegung hin, ob dieser Mensch wohl etwas verbarg.

Möglich war es. Vielleicht traute er sich auch nicht, mir all seine Gedanken und Vermutungen freizulegen, aber das würde sich alles noch entscheiden.

Wir fuhren in Richtung Southhampton, hatten allerdings nicht den Motorway genommen, sondern die Straße, die einige Meilen parallel dazu ebenfalls in dieselbe Richtung stieß. Sie war mit der Zahl 3 gekennzeichnet und relativ ruhig. Die größeren Orte hatten wir bereits passiert, vor uns lag das flache Land, an das sich später die Bergkette der Southern Downs anschließen würde. An vielen Stellen reichte sie bis zur Steilküste, gegen die der Atlantik seine Wassermassen warf.

Die Dunkelheit hatte ihr Tuch über eine leer wirkende Landschaft gespannt.

Nur wenige Lichter waren zu sehen. Sie schimmerten uns aus entfernt liegenden Ortschaften entgegen.

»Müssen wir bis tief in die Berge hinein?«, erkundigte ich mich bei meinem Nebenmann.

»Nein, nein, auf keinen Fall. Am nördlichen Rand liegt die Versuchsgrube. Eine ziemlich einsame Gegend. Da ist nichts in der Nähe, bis auf eine Bahnlinie für den Güterverkehr.« Er lachte. »Das habe ich für meine Flucht ausnutzen können.«

Ich wusste Bescheid. Die Einsamkeit ließ sich nicht leugnen. Mit den zwei Stunden Fahrzeit würden wir nicht auskommen, sie hatten wir schon jetzt erreicht, ich musste noch eine halbe Stunde hinzuaddieren. Ich sah in der Ferne die Hügel als Schattengebilde, und als der Ort Petersfield in Sicht kam, hob Ed Halloran die rechte Hand.

»Was ist? Soll ich halten?«

»Das nicht, aber hinter Petersfield müssen wir abbiegen.«

»In die Einsamkeit.«

»So ist es.«

Ich wunderte mich, wie ruhig der Mann neben mir saß. Von seiner im Krankenhaus gezeigten Nervosität war nichts mehr zu spüren.

Er wirkte jetzt wachsam und auch gespannt, und er ließ seine Blicke immer wieder nach vorn schweifen, als könnte er im Scheinwerferteppich etwas Besonderes entdecken.

In Petersfield waren bereits die Bürgersteige hochgeklappt worden, wie man so schön sagt. Nur wenige Menschen liefen noch herum. Eine Gruppe Jugendlicher stand vor einer Disco, die einzige Geräuschquelle im Ort, dessen Zentrum wir rasch durchfahren hatten.

Die Gegend nahm an Einsamkeit zu. Einige wenige Häuser noch, ein paar Gehöfte, die wie pittoreske Schatten aus der Landschaft hervorragten, ein dunkler Himmel über uns und in der Ferne die Schatten der Hügel und Berge. Starr und unbeweglich.

»Wann müssen wir ab?«

»Noch nicht.«

Ich nahm trotzdem das Tempo herunter. Einige Seitenstraßen führten zu kleinen Orten. Unser Scheinwerferlicht strahlte über die graue Fläche des Asphalts, geriet in eine leichte Steigung, als der Kover eine Anhöhe nehmen musste.

»Sie gehört bereits zu dem Gebiet«, sagte Ed.

»Zum Gelände, wo…«

Er ließ mich nicht ausreden. »Ja, es ist ein großer Bruch. Das werden Sie gleich sehen.«

Zunächst sah ich die Eisenbahnlinie, die wir überqueren mussten.

Der Rover hoppelte über die Schienen, schwang aus, ich gab wieder etwas mehr Gas, und sah links neben mir die Bewegung meines Begleiters. Er hatte den Daumen nach rechts gestreckt. »Die nächste Abbiegung, Mr. Sinclair. Ich sage Ihnen schon jetzt, dass es keine Straße ist, sondern nur ein Weg. Seien Sie nicht überrascht, wenn wir etwas durchgerüttelt werden.«

»Das werden wir schon überstehen.«

Es war kein Weg, es war gar nichts. Eine unebene Fläche mit Vertiefungen, Löchern, Wellen und auch Querrinnen, die dem Rover zu schaffen machten.

Ich hatte das Fernlicht eingeschaltet. Zwar waren die Scheinwerfer etwas verschmutzt, trotzdem spaltete das helle, leicht bläuliche Licht die Finsternis der Nacht.

Eine Mondlandschaft breitete sich vor uns aus. Dazu noch kalt ausgeleuchtet. Das Licht fiel in einen gewaltigen Krater hinein.

»Da müssen wir runter.«

Kahle Büsche bewegten sich im Wind. Das Gestrüpp sah bleich aus, als es in den Lichtschein geriet. Manche Zweige wirkten wie von einer Frostschicht überzogen. Die geisterhafte Bleiche störte mich nicht, aber die Leere dieser Landschaft, in der der Mensch mit seinen

Maschinen Spuren hinterlassen hatte, kam mir doch beklemmend vor. Für mich war dieser Bruch nichts anderes als eine große, tiefe Wunde, hineingestoßen in den Schoß der Erde.

Kein gutes Omen, aber es würde immer wieder Menschen geben, die versuchten, Bodenschätze zu »rauben«, ob es nun nötig war oder nicht. Dahinter stand die Profitgier.

»Wir müssen gleich nach rechts. Fahren Sie ruhig einen Bogen, da können Sie dicht heran.« Ed hatte sich so weit nach vorn gebeugt, dass er mit dem Gesicht dicht vor der Frontscheibe hing.

Es dauerte nicht lange, bis die Unebenheit des Bodens verschwand und wir über ein plattiertes und auch mit flachen und glatten Kieselsteinen bedecktes Stück Land rollten. Hier schlug ich den Bogen und erkannte im Licht der beiden Scheinwerfer, wie das Gelände zum Bruch hin abfiel.

Zum Glück nicht sehr steil. Wir würden auf der Fahrt kaum ins Rutschen kommen.

Ich fuhr dennoch vorsichtig. Keiner von uns sprach. Auch mich hatte eine seltsame Spannung ergriffen. Wir zerstörten mit unserer Ankunft die nächtliche Stille und bekamen selbst die Geräusche sehr genau mit, das Knirschen der kleinen Steine unter den Reifen und das Rollen der Räder.

Der Weg führte nicht gerade in die Tiefe. Ich musste Kurven fahren, die allerdings wegen der Lastwagen gut ausgebaut waren. Ich bekam mit dem Rover keine Schwierigkeiten.

Das Licht strahlte bereits über den Boden. Ich sah auch das Ende dieses gewaltigen Lochs. Dort wurde es von einer Steilwand gebildet, die in südliche Richtung wies.

»Da hinten ist auch der Tunnel«, erklärte Ed flüsternd.

»Gut.«

Baracken erschienen im Licht. Es waren Container. Fertigbauweise. Schnell aufzustellen und ebenso schnell wieder abzubauen. Auch ein Toilettenhaus geriet in mein Blickfeld und ebenfalls Lastwagen mit gewaltigen Rädern.

Entsprechende Maschinen sah ich auch. Mächtige Bagger, ein Transportband sowie einen großen Bohrer, der auf einem fahrbaren Untersatz seinen Platz gefunden hatte.

»Wo soll ich halten?«

Halloran verzog den Mund und hob die Schultern. »Na ja, wir können ziemlich nahe an das Ziel heran. Fahren Sie etwas weiter nach links. Da steht die Chefbaracke, wo Braddock sein Büro hat.«

Ich sah sie und lenkte den Rover dorthin. Kurz zuvor holperten wir über lange Holzbretter, an deren Ende ich das Fahrzeug anhielt.

»So, da wären wir.«

Ed nickte nur.

»Wie fühlen Sie sich?«
Er warf mir einen etwas längeren Blick zu. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll.«
»Versuchen Sie es mit der Wahrheit.«
»Nicht eben wie jemand, der nach langer Suche endlich wieder nach Hause gekommen ist.«
»Das kann ich mir denken.« Ich öffnete die Tür und verließ als erster den Rover. Die mich umgebende Stille verstärkte den Eindruck der Mondlandschaft noch mehr. Es war einfach nichts mehr zu hören, die Umgebung schwieg, die übrige Welt schien Lichtjahre entfernt zu sein, denn bis hier unten hin drang kein Laut.
Da ich das Licht gelöscht hatte, war die Dunkelheit zu einem Tuch geworden, an dessen Schwärze wir uns erst noch gewohnen mussten. Als ich Halloran darauf ansprach, lachte er und meinte: »Das ist nichts zu der Dunkelheit hinter dem Tunnel. Vorausgesetzt, sie hat sich nicht zurückgezogen.«
»Warum sollte sie?«
»Ich weiß es nicht.« Ed schaute sich um. »Ist ziemlich leer hier«, gab er zu. »Bin gespannt, ob sie überhaupt weiterbauen werden.«
»Möglicherweise haben das die anderen Kräfte gewollt. Da sollte niemand gestört werden. Manchmal kann das Vergessen sehr wichtig sein, nehme ich mal an.«
»Möglich. Ich habe noch nie über diese Philosophie nachgedacht. Ich war immer ein Mann der Tat, daran hat sich bis heute auch nichts geändert.«
»Dann können wir gehen?«
»Sicher.«
Da ich mich nicht allein auf meine Bleistiftleuchte hatte verlassen wollen, hatte ich mir aus dem Handschuhfach noch die Stablampe geholt, die ich nun einschaltete. Ich verfolgte den Lichtarm, der über einen trockenen, steinigen Boden tanzte. Der Staub lag auch in der Luft, ich konnte ihn sogar riechen, und ich empfand nichts Besonderes dabei.
Ed Halloran streckte seinen Arm aus und deutete nach vorn. Der Zeigefinger wies gestreckt gegen die dunkle Wand, wo sich auch das Tunnelloch befinden musste, das ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Auf den Eingang war ich deshalb sehr gespannt.
Wir gingen nebeneinander. Ich hatte Ed die Lampe geben wollen, er aber schüttelte den Kopf. Sein Gesicht war gespannt, nichts regte sich darin. Wahrscheinlich wurde er von Erinnerungen überflutet, und ich zeigte für seine stumme Reaktion Verständnis.
Vor uns wuchs die Wand hoch. In der Dunkelheit war nicht zu erkennen, ob sie nun glatt oder kantig war mit vielen Vorsprüngen, Spalten oder Rissen.

Hier wuchsen keine Sträucher mehr. Mal ein paar Büschel traurig aussehendes Gras, das war alles. Im Winter ließ es sich noch normal arbeiten, wenn ich aber an den Sommer und die Hitze dachte, war es schon fast eine Strafe, hier sein Geld verdienen zu müssen.

»Wir sind gleich da.«

Nach dieser Ankündigung blieb ich stehen. Auch Halloran stoppte seine Schritte kurze Zeit später. Er stand schräg vor mir, hatte den Kopf gedreht und schaute zu, wie ich die Hand mit der Stableuchte anhob und in eine bestimmte Richtung leuchtete.

Ich wollte den Tunneleingang treffen, und ich traf ihn auch.

Der Strahl fuhr sogar hinein, deshalb gut zu erkennen, weil das Dunkel zwischen den Wänden doch ein anderes war als das hier draußen. Noch düsterer, noch bedrückender, als würde sich dort alles zusammenballen, um den Tunnel noch enger zu machen.

Ich leuchtete nicht nur gegen die Mitte und damit in den Eingang, sondern strahlte mit der Lampe auch die Seiten ab. Dabei stellte ich fest, dass er fachmännisch angelegt worden war, denn er war durch schwere Holzbalken abgestützt worden. So leicht konnte er nicht einbrechen. »Sieht eigentlich ganz normal aus«, behauptete ich.

Ed kam auf mich zu und blieb neben mir stehen. »Kriegen Sie jetzt Bedenken, Mr. Sinclair, weil Sie mit mir hierhergekommen sind? Es ist ja nichts Außergewöhnliches zu sehen. Noch nicht…«

»Wollen Sie mir Angst einjagen, Ed?«

»Auf keinen Fall. Ich will nur nicht, dass Sie sich später wundern. Ich bleibe ja hier.«

»Das ist auch gut so.« Wieder ging ich ein paar Schritte vor und hob den Arm an. Dabei hatte ich den Strahl direkt auf den dunklen Eingang gerichtet, und zuerst wollte ich nicht glauben, was ich da sah. Nicht nur mein Blick erstarrte, ich selbst ging ebenfalls keinen Schritt weiter, denn im Eingang hielt sich eine Gestalt auf, die wie aus dem Nichts erschienen war.

Es war das Skelett!

***

Zumindest sah es aus dieser Entfernung so aus wie ein Skelett. Ein bleicher Körper, dünn, vielleicht von einer straffen Haut überzogen, aber das konnte ich nicht so genau erkennen. Dafür sah ich die Waffe in der rechten Hand besser.

Eine direkte Sense war es nicht. Mehr ein sehr langes, helles und leicht nach innen gekrümmtes Messer, das an einem langen Holzgriff befestigt war, auf den sich die Gestalt stützte. Sie stand da und tat nichts. Allein ihr Anblick verbreitete das Grausen, und ich hätte nicht gedacht, ihr schon so rasch zu begegnen.

Neben mir hörte ich seltsame Geräusche. Ed Halloran hatte sie

ausgestoßen. Er stand leicht vorgebeugt da, stierte nach vorn, hielt den Mund geschlossen, und das Glucksen hörte sich an, als dränge es aus dem Hals eines Tieres.

Die Luft vor der Gestalt flimmerte, als bestünde sie aus zahlreichen Irrlichtern. Es konnte allerdings an den Staubpartikeln liegen, die in die Höhe gewirbelt worden waren.

Neben mir stöhnte Ed Halloran auf. Er hatte seine Hände in Gesichtshöhe gebracht, sie aber nicht gegen die Wangen gelegt. Er stand da wie eine Figur.

Ich leuchtete und sprach ihn an. »Ist das derjenige, der Ihnen die Wunden beigebracht hat?«

Nicken.

»Dann kann ich davon ausgehen, dass ich hinter dem Tunnel auch die Dunkelheit finde.«

»Bestimmt.« Immerhin hatte er es geschafft, eine flüsternde Antwort zu geben. Der erste Schock schien allmählich zu weichen. Er ließ auch die Hände wieder sinken. »Verdammt noch mal, Sie müssen mich verstehen, Sinclair. Es war schon ein Schock, als die Gestalt auftauchte. Es wundert mich, dass sie sich gezeigt hat. Vielleicht ist sie sogar auf dem Weg gewesen, um mich zu holen.«

»Das ist Spekulation.«

»Aber die Gestalt hat sich gezeigt.«

»Stimmt.«

»Sie haben demnach selbst gesehen, dass ich Sie nicht angelogen habe.« Er hatte hastig gesprochen und war wahnsinnig aufgeregt.

»Ich habe nie an Ihren Aussagen gezweifelt, Mr. Halloran.«

»Dann ist es ja gut.«

Ich leuchtete wieder gegen den viereckigen Eingang des Tunnels und sah das Skelett nicht mehr. Es hatte sich sicherlich zurückgezogen. Dass es sich im Freien aufhielt, wollte ich nicht glauben. Für mich kam es darauf an, diese Gestalt zu stellen und herauszufinden, wer sie war und in welch einer Verbindung sie zu Avalon stand. Ich hatte mir schon während der Fahrt den Kopf darüber zerbrochen, auf eine akzeptable Lösung war ich jedoch nicht gekommen.

Neben mir räusperte sich Ed Halloran. »Sie… Sie wollen also in den Tunnel gehen?«

»Das hatte ich vor.«

»Und Sie haben sich das auch gut überlegt?«

»Ich denke schon.«

»Dann denken Sie auch daran, was mit mir geschehen ist«, sagte er leise. »Das ist furchtbar gewesen. Sie werden in der Finsternis nichts sehen können, und sie spüren die Todesgefahr, die Sie umgibt. Vielleicht werden Sie schreien und…«

»Haben Sie einen anderen Vorschlag, Ed?«

Er stieß die angestaute Luft aus. »Nein – oder ja. Ich habe mir schon überlegt, ob man den verdammten Stollen nicht einfach sprengen soll.« Er blies in die Luft. »Puff – einfach weg das ganze Zeug. In die Luft jagen, den Tunnel zusammenstürzenlassen.«

»Wäre das denn möglich?«

»Wie meinen Sie?«

»Jetzt und hier?«

Halloran drehte sich herum. »Klar, das ist möglich. Das ist sogar super. Es gibt hier Sprengstoff. Ich weiß auch, wo er liegt. Dafür wurde eigens eine Baracke eingerichtet und…«

»Vergessen Sie das alles«, sagte ich. »Wir sind nicht hier, um das Ding in die Luft zu jagen. Ich will einen Fall lösen, und dazu nehme ich normalerweise keinen Sprengstoff.«

»Trauen Sie sich denn zu, gegen diesen Tunnelwächter anzukommen?«, fragte er hektisch.

»Wäre ich sonst hier?«

Er schaute mich aus großen Augen an. »Stimmt auch wieder.«

Ich kam wieder zur Sache und wollte zudem nicht noch mehr Zeit vergeuden. »Wenn Sie hier draußen auf mich warten, Ed, welche Lampe soll ich Ihnen geben? Ich besitze noch eine zweite.«

»Keine«, sagte er schnell. »Sie werden froh sein, wenn Sie beide haben. Je mehr Licht Sie im Tunnel einschalten, umso besser. Dann verfliegt auch die Angst. Sie ist ja selbst wie ein Schatten, der von der Helligkeit verdrängt wird.«

»Lassen Sie das meine Sorge sein.«

Halloran hob die Schultern. Er war nicht so optimistisch wie ich, sprach wieder von der Sprengung, davon allerdings wollte ich nichts hören. Ich musste einen Fall lösen und ihn nicht zerstören.

Dieser Tunnel und auch die hinter ihm liegende Höhle barg sicherlich genügend Geheimnisse, die mich eventuell auf die Spur der Nebelinsel Avalon brachten. Aber auch das war bisher nur Spekulation.

Ed Halloran wollte noch etwas zu mir sagen, ich aber ging schon vor und ließ ihn stehen. Sein Stöhnen folgte mir.

Mit der Taschenlampe leuchtete ich mir den Weg frei. Ich hielt den Strahl auch nicht nur gegen den viereckigen Eingang gerichtet, sondern schwenkte ihn, so dass er über den Boden hinwegglitt, um eventuelle Hindernisse aus der Finsternis zu reißen, bevor ich darüber stolpern konnte.

Allerdings tat ich etwas, das Halloran nicht hatte tun können. Ich holte mein Kreuz hervor und fühlte, ob es sich nicht erwärmt hatte.

Es war normal geblieben – leider. Demnach gab es keine Gefahr in der Nähe, die aufzuspüren war. Die helle Gestalt jedenfalls hatte sich wieder zurückgezogen. In der viereckigen Tunnelöffnung schwamm

die schwarzgraue Finsternis.
Ich sah aus der Nähe, dass sie doch ziemlich hoch und auch relativ breit war.
Da passte schon ein kleiner Transporter hindurch. Die Pfosten bestanden aus rohen Holzstücken, an denen noch die Rinde klebte.
Vor dem Tunnel waren die Steine weggeräumt worden, ich konnte ohne Schwierigkeiten in das Loch hineingehen.
Ein wenig mulmig war mir schon. Auch ich war nur ein Mensch, ausgestattet mit Gefühlen, und allmählich kam so etwas wie die Angst hinzu, die mich bedrängte.
Was würde mich dort erwarten?
Zunächst lauschte ich in den Stollen hinein. Es war nichts zu hören. Kein noch so leises Geräusch, das eventuell von einem Fuß hinterlassen worden war, der über den Untergrund schleifte. Entweder konnte sich die bleiche Gestalt lautlos bewegen, oder sie hatte sich schon so tief in den Felsen hinein zurückgezogen, dass sie nicht mehr zu hören war, trotz der tiefen Stille.
Noch einmal schaute ich zurück.
Ed Halloran war auf seinem Platz stehen geblieben. Er rührte sich nicht. Seine Gestalt verschmolz mit der Dunkelheit. Ich musste schon sehr genau hinsehen, um sie erkennen zu können. Als ich ihm zuwinkte, rief er mir seine Frage entgegen. »Wie lange soll ich warten?«
»Bis ich zurück bin.«
»Tot oder lebendig.«
»Lebendig, hoffe ich.«
»Und wenn nicht?«
»Setzen Sie sich in meinen Wagen und fahren zu Scotland Yard. Dort können Sie alles erklären. Ich habe den Zündschlüssel übrigens stecken lassen.«
»Das ist schon eine selbstmörderische Voraussicht gewesen.«
»Möglich. Bis später.«
Ich hatte mich bewusst locker gegeben, was allerdings nicht stimmte, denn ein leichtes Herzklopfen spürte ich schon, als ich den Tunnel endlich betrat…

***

Er war ein finsterer Gang, ein Loch, ein Weg ins Unbekannte oder in die Hölle, die ebensogut an seinem Ende liegen konnte. Wo der Teufel das Feuer wabern ließ und all diejenigen bestätigte, die ihn so sehen wollten.
Schon kurz nach dem Eintritt fiel mir auf, wie kalt die Luft zwischen den enger werdenden Wänden war, davon hatte Ed Halloran auch nicht gesprochen. Möglicherweise hatte er es nicht gespürt oder nicht

darauf geachtet. Ich machte mir schon meine Gedanken darüber, denn in der Erde ist es oft wärmer, vorausgesetzt, man steigt nicht eben in eine Höhle.

Mein Weg führte geradeaus.

Die Kälte berührte mich wie ein Gespinst aus zahlreichen kleinen Netzen. Sie streifte bei jedem Schritt über meine Haut hinweg, sie fuhr durch mein Gesicht, sie legte sich kühl auf meine Lippen, als wäre sie dort zu Tautropfen zusammengeschrumpft.

Normal war sie nicht.

Die Kälte musste zudem ihren Ursprung haben. Irgendwoher musste sie kommen. Vielleicht aus der Tiefe oder aus den Wänden, der Decke möglicherweise. Um sehen zu können, verließ ich mich auf das Licht der Stableuchte. Der Strahl war breit genug, um eine Schneise zu schlagen. Ich ließ ihn ab und zu an den Wänden entlanggleiten, in dessen Gestein die metallischen Einschlüsse schimmerten, wenn sie von der Helligkeit berührt wurden. Diese Tatsache machte mich nachdenklich. Hatte Halloran nicht davon gesprochen, dass hier im Gebiet Braunkohle abgebaut werden sollte? Ich war beileibe kein Geologe, aber mein gesunder Menschenverstand sagte mir, dass es, folgte ich den Einschlüssen, hier sicherlich um ganz andere Materialien ging.

Um Erze, wertvolle Erze…

Was war heute wertvoll?

Vieles, am meisten Platin.

Aber Platin hier?

Es war vorläufig nicht mein Problem, nur würde ich mich später sehr wohl an gegebener Stelle daran erinnern.

Schritt für Schritt setzte ich meinen Weg fort und tauchte in die Tiefe des Tunnels, der immer mehr von seiner Breite verlor. Jetzt passte nicht einmal mehr ein normales Fahrzeug hindurch. Mein Rover jedenfalls wäre stecken geblieben.

Auch die Kälte blieb.

Sie intensivierte sich nicht, sie war gleichförmig. Nie gab es eine Steigerung, es wurde auch nicht wärmer, und doch kam sie irgendwo her. Ich ging davon aus, dass sie von vorn auf mich zuwehte und dachte natürlich sofort an die Höhle, die mit einer so lichtlosen Finsternis gefüllt worden war.

Strahlte sie die Kälte ab?

Halloran konnte ich nicht mehr fragen. Er hatte nur von der Schwärze gesprochen, die einmal zu stark war.

Ich leuchtete direkt nach vorn. Etwa in Gürtelhöhe bahnte sich der Lichtarm seinen Weg. Vor mir sah ich kein Hindernis, es gab keine querlaufende Wand, und doch veränderte sich das Licht. Es fiel nicht in Leere hinein, wo es schließlich der dunklen Übermacht Tribut

zollen musste, es sah so aus, als hätte man den Schein der Lampe weiter vorn einfach abgeschnitten.

Nicht möglich!

Normalerweise nicht, doch ich wusste aus den Erzählungen Ed Hallorans, dass nach dem Durchbruch zur Höhle hin alles anders sein konnte. Da wartete oder lauerte dann die andere Welt.

Auch mir wurde komisch. Die Beklemmung nahm zu, ebenso wie der Herzschlag. Ich war mir bewusst, dicht vor dem Ziel zu stehen und fragte mich, ob dies auch die Lösung beinhaltete.

Die würde mir nur die Gestalt bringen können. Ich verhielt meinen Schritt, weil ich über den Unbekannten nachdenken wollte.

Noch einmal rief ich mir den Anblick ins Gedächtnis zurück.

Ich hatte den Fremden nur aus der Ferne gesehen, wollte aber nicht unterschreiben, dass es ein Skelett gewesen war. Zwar hatte der Körper hell geschimmert, das hatte auch an einer dünnen Haut liegen können oder sogar an einer Lichtquelle, die sich in diesem Wesen aufgebaut hatte. Dass es sich um ein schwarzmagisches handelte, davon musste ich einfach ausgehen.

Auf der anderen Seite konnte ich mir schlecht vorstellen, dass es in Avalon derartige Gestalten gab. Sie galt als Insel der Mythen, als Zwischenreich für die Gerechten, denn so musste König Artus einfach bezeichnet werden, der auf der Insel sein Grab gefunden hatte.

Viele Legenden rankten sich um die Grabstätte, und ich wäre überglücklich gewesen, hätte ich sie finden können. Doch dem waren einige Riegel vorgesetzt. Zahlreiche Mystiker und Forscher hatten sich darum bemüht, warum sollte ausgerechnet mir der Weg dahin gewiesen werden?

Ich ärgerte mich selbst darüber, dass meine Gedanken dermaßen abgeirrt waren. Ich musste an die Zukunft und an meine Lage denken, die nicht eben rosig aussah.

Wichtig war der Weg.

Er hatte sich noch stärker verengt und war dermaßen schmal geworden, dass ich beim normalen Stehen seine beiden Seiten mit den Schultern berührte.

Ich ging noch einen Schritt vor, dann den nächsten, den dritten trat ich schon kürzer und konzentrierte mich dabei voll und ganz auf den Lichtarm.

Er schaffte es nicht mehr, die Dunkelheit zu durchdringen. Vor mir lag sie schwärzer als schwarz, was eigentlich unmöglich war, aber es stimmte. Sie war wie eine dichte Masse, die keinen Lichtstrahl zu sich heranließ. Sie saugte alles in sich auf, und tatsächlich sah der Strahl aus, als wäre er abgeschnitten worden.

Etwas, das kaum erklärt werden konnte. Mein Mund war etwas trocken geworden, im Hals spürte ich auch ein feines Kratzen. Es

konnte an der Luft hier liegen, die ebenfalls auf mich niederdrückte wie eine leichte Decke.
Noch ein Stück weiter.
Ich ging, aber der Lichtstrahl verkürzte sich. Erst hatte er nur mehr die halbe Armlänge, dann davon eine Hälfte und schließlich nur noch die Länge einer Hand.
Ich stand still und wagte es nicht mehr, mich zu rühren. Ich musste jetzt genau in der Öffnung des Durchbruchs stehen, denn eine Handlänge vor mir begann die Höhle.
Pechschwarz, völlig lichtlos, ein schwarzer, unheilvoller Koloss, aber nicht tot, sondern gefüllt mir einem geheimnisvollen und rätselhaften Leben, das sich eben auf seine Weise ausdrückte.
Hatte Ed Halloran nicht von Stimmen gesprochen?
Ja, so war es gewesen, und diese Stimmen hörte ich als ein seidenweiches Geflüster auf mich zukommen.
Ich nahm dieses Geräusch als Startsignal und betrat mit dem nächsten Schritt die unbekannte Schwärze…

***

Eine halbe Körperlänge hatte mich nur von der absoluten Dunkelheit getrennt, und meine Gedanken drehten sich automatisch um die schwarze Flut, weil ich sie eben mit dieser Finsternis verglich, auch wenn die hier in der Höhle noch dunkler und dichter war. Die schwarze Flut war also anders gewesen, zudem hörte ich hier die wispernden Stimmen nicht sichtbarer Wesen.
Daran musste ich mich zunächst gewöhnen und blieb nach diesem kurzen Eintritt in die andere Welt zunächst einmal stehen.
Ich lauschte nicht nur in die Schwärze hinein, ich fühlte auch, denn ich wollte einfach wissen, ob sich etwas auf mich zubewegte oder die Dunkelheit selbst mit irgendwelchen geheimnisvollen Dingen gefüllt war, die der Eintretende auch körperlich spürte. Dabei dachte ich nicht mal an die bleiche Gestalt mit der langen Waffe, von der ich ebenfalls noch nichts sah.
Nein, es umgab mich kein Geräusch.
Nur meinen eigenen Atem hörte ich. Deshalb konzentrierte ich mich auf ihn und natürlich auf die Luft, die ich einatmete.
Sie drang kühl und etwas feucht in meine Lungen. Ich hatte den Eindruck, als würde sie im Mund festkleben. Sie hing am Gaumen und lag auf der Zunge, sie war für mich persönlich zu schmecken, aber sie selbst hatte keinen Geschmack.
Neutral, pechschwarz und schleimig.
Ich gehöre zu den Menschen, die eine Dunkelheit schon in den verschiedenen Varianten erlebt haben. Darauf bin ich keinesfalls stolz, es ist einfach eine Tatsache. Ich dachte an den Fall der Teleporter, wo

ich auch mit der Dunkelheit konfrontiert worden war. Damals hatte sich mein Körper aufgelöst, da war er in Atome zerfallen und hatte sich an einem anderen Ort wieder zusammengesetzt. In dieser Zwischenzeit, die ich als Nichts bezeichnete, hatte ich diese absolute Lichtlosigkeit erlebt, hier traf diese Tatsache auch zu, und doch gab es da einen großen Unterschied.

Jetzt bekam ich es mit. Ich war noch körperlich vorhanden, ich konnte fühlen, schmecken, und ich konnte mich auch wehren, was sehr wichtig war, sollte ich aus dem Dunkel attackiert werden. Nur war es mir unmöglich, etwas zu erkennen, und so fragte ich mich, ob auch das gefährliche Wesen ebenso reagierte. Oder war es dermaßen mit der Finsternis verwachsen, dass es sich sogar optisch orientierte?

Ich ging weiter.

Legte den zweiten und den dritten Schritt zurück. Dabei hielt ich die Arme ausgestreckt, um nach einem Hindernis zu tasten. Es war eine automatische, rein instinktive Bewegung, eine Geste der Abwehr, die nicht mal wissentlich von meinem Gehirn gelenkt wurde, dafür mehr durch den Reflex.

Ich fasste hinein.

Ich ertastete nichts.

Leere, wo ich auch hingriff. Ob nach vorn oder zur Seite. Auch wenn ich mich drehte, war da nichts vorhanden. Warum, zum Teufel, hatte ich dann das Gefühl, die Dunkelheit anfassen zu können?

Als würde sie wie ein amorphes Zeug durch meine Finger gleiten?

Der Spuk?

Himmel, an ihn hatte ich noch gar nicht gedacht. Sein Name fiel mir urplötzlich ein. Ich dachte dabei an seine Welt, die der diesen hier glich. Auch sie war so verflucht finster, ohne Licht und auch irgendwie schmierig, als würde sie aus zahlreichen Tüchern bestehen, die einen Eindringling umwehten.

Ich wollte einfach nicht glauben, dass der Spuk diese Finsternis regierte. Weshalb hätten die Stimmen dann das Wort Avalon flüstern sollen? Zwischen der Nebelinsel und dem Spuk konnte ich beim besten Willen keine Verbindung knüpfen.

Nein – unmöglich!

Oder?

Das Wort unmöglich wollte ich aus meinem Repertoire streichen.

Oft genug in meinem Leben war ich eines Besseren belehrt worden.

Da war dann das Unmögliche möglich geworden. Wenn ich es eng sah, passierte das in fast jedem Fall, denn rational waren eigentlich nur die wenigsten zu erklären.

Mir fiel erst jetzt auf, dass ich noch immer die Stablampe festhielt.

Ich startete einen Versuch. Ich hatte sie ausgeschaltet, ohne es zu merken. Jetzt knipste ich sie wieder ein. Ich hörte das leise Geräusch,

als sich der Schalter bewegte, mehr aber geschah nicht. Es gab keinen Lichtstrahl, der in die Finsternis hineinschnitt. Im Dunkeln drehte ich die Lampe so herum, dass ich gegen die runde Scheibe schauen konnte, doch auch dort zeigte sich kein heller Fleck. Weder die Lampe noch meine Hand waren zu sehen.

Da sie mich behinderte, steckte ich sie in die rechte Außentasche der Jacke. Ein Teil des Griffs schaute noch hervor, was mich nicht weiter störte.

Ich ging weiter in die bedrückende Finsternis hinein. Sie war für mich eine Wand ohne Widerstand. Es ist schlecht zu erklären, wie ich sie empfand, aber so ähnlich war es schon.

Ich hatte meine Schritte genau gezählt, und ich hatte mich dabei auch nicht zur Seite bewegt, denn ich wollte, wenn es sein musste, den Ausgang so schnell wie möglich wiederfinden. Dazu musste ich mich drehen und genau wieder sieben Schritte zurückgehen. Wenn ich Glück hatte, stieß ich auf das Loch des Ausgangs.

War ich allein? War ich nicht allein? Befand ich mich bereits in einer anderen Welt oder Dimension, wobei ich die Grenze, ohne es zu merken, überschritten hatte? So etwas gab es. Wenn es stimmt, warum, zum Teufel, meldete sich diese Welt nicht?

Ed Halloran hatte doch die Stimmen gehört. Sie hatten ihm von Avalon berichtet, doch um mich herum blieb alles still.

Es änderte sich.

Als hätte ich durch meine Überlegungen eine Initialzündung gegeben, so bewegte sich um mich herum die Schwärze. Sie schien plötzlich zu fließen, so dass ich zwangsläufig wieder an die schwarze Flut dachte. Das war es nicht.

Stimmen…

Geräusche…

Sehr fern und doch nah. Sie wehten herbei, sie waren wie ein Wind, der mich streichelte, der durch meine Haare fuhr, und ich kam mir dabei vor, als wären die Ohren auf Wanderschaft gegangen, als würden sie sich plötzlich überall an meinem Körper befinden, denn mit jedem meiner Sinne nahm ich das Fremde auf.

Rätselhaft…

Ich konzentrierte mich auf die Stimmen. Sie wisperten, sie waren ein schwingendes Meer. Es fiel mir schwer, da einige Unterschiede festzustellen waren, und ich wusste nicht mal, ob die Stimmen weiblich oder männlich waren.

Mir kamen sie neutral vor…

Ich wartete, denn ich ging davon aus, dass sie mir einfach eine Botschaft senden wollten. Ich war der Empfänger, ebenso wie Ed Halloran vor mir.

Avalon?

Nur dieser eine Gedanke beherrschte mich. Durch die Dunkelheit schaffte ich es, mich nur eben auf die eine Sache zu konzentrieren.

Immer wieder lauschte ich und versuchte herauszufinden, ob tatsächlich der Begriff gefallen war.

Wispern, Zischen, Flüstern. Vielleicht auch mal ein Lachen. Wenn ja, dann klang es böse.

Hörte ich Avalon?

Ja, plötzlich wehte dieses Wort an meine Ohren. Die Stimmen der Geister sprachen davon, sie wisperten es mir geheimnisvoll zu. Sie waren sich dessen bewusst, wie vorsichtig sie mit diesem Begriff umgehen mussten, denn ich hörte auch so etwas wie Respekt aus ihren Worten.

Ich stand da und kam mir vor wie eine Säule, auf der zusätzlich noch ein dünner Eisfilm lag. Bei mir allerdings war es kein Eis, sondern ein Schauer, der über den Rücken kroch. Immer wieder lauschte ich dem Klang, und der Begriff Avalon fiel öfter.

In meinem Gesicht spürte ich keinen Luftzug. Aus dem Eingang der Höhle drang ebenfalls kein Wind, selbst der berühmte kühle Hauch aus der Geisterwelt blieb aus.

Dafür blieben die Stimmen.

Nicht mehr so laut wie zu Beginn. Sie entfernten sich. Ich glaubte auch, sie jammern zu hören. Ich fing an, mich darüber zu ärgern, dass ich noch keine Fragen gestellt hatte. Das wäre nötig gewesen, um mehr über diese Welt zu erfahren.

So aber hatte ich die Chance vertan, und die Stimmen wehten allmählich fort.

War dies alles gewesen?

Ich blieb stehen, dachte nach und kam für mich selbst zu einem Entschluss, dass dieser Vorgang so etwas wie eine Ouvertüre gewesen war, der das eigentliche Schauspiel nach folgen sollte.

Es blieb still.

Und diesmal, nachdem die Stimmen verschwunden waren, kam mir diese Stille sehr bedrückend vor. Ich spürte zwar keine direkte Furcht, die Erwartung aber war schon vorhanden, und in der Dunkelheit blieb ich lauernd stehen.

Kamen sie? Kamen sie nicht?

Sie blieben weg. Die Finsternis packte mich ein. Sie hatte ihre Hände überall. Ein bedrohliches Schweigen. Meinem Gefühl nach verdichtete es sich immer mehr, als sollte es für mich zu einem regelrechten Gefängnis werden.

Ich griff nach meinem Kreuz. Oft hatte eine Berührung den Zustand der Angst bei mir genommen. Auch jetzt tat es gut, als es auf meiner Handfläche lag. Nicht nur von den Umrissen und vom Gewicht her, ich wollte es einfach genießen, ich brauchte dieses Vertrauen, aber ich

spürte auch, dass es sich nicht erwärmt hatte.

Es war kühl, beinahe schon sachlich geblieben, was mich wiederum wunderte, denn ich hatte wirklich damit gerechnet, dass es auf diese Welt ansprechen würde.

Leider blieb es neutral.

Nicht so meine Umgebung. Die Stimmen hatten sich zurückgezogen, nur blieb es nicht still. Ich vernahm andere Geräusche, die mir im ersten Moment die Haare zu Berge stehen ließen.

Kam da jemand?

Ohne es zu wollen, fing ich an zu zittern. Die Anspannung der letzten Minuten – oder waren es Stunden, ich hatte das Zeitgefühl verloren – löste sich.

Das Kreuz hatte ich losgelassen. Das Zittern bekam ich auch unter Kontrolle, und ich wartete voller Spannung ab, was sich noch ereignen würde.

Eigentlich hätte ich es wissen müssen.

Es gab da einen Punkt.

Der Bleiche!

Vielleicht das Skelett mit der sensenartigen Waffe, das durch die Finsternis schlich, und wenn ich mich stark auf die neuen Geräusche konzentrierte, da kam es mir vor, als würde etwas über den steinigen Untergrund schleifen.

Das wollte ich genauer wissen. Ich sank in die Knie. Dabei beließ ich es nicht und beugte mich weit vor, drehte mich gleichzeitig nach rechts, damit ich das Ohr auf den Boden pressen konnte. Ich war davon überzeugt, dass mich die Schallwellen erreichen würden.

Es klappte. Meinem Gehör nach zu urteilen, hatte sich das Schleifen verstärkt. Und die Gänsehaut auf dem Rücken verstärkte sich.

Es kam beinahe einem kleinen Wunder gleich, aber ich hatte es tatsächlich geschafft, zwei Geräusche zu unterscheiden.

Zum einen dieses Schleifen, zum anderen aber ein wesentlich helleres Geräusch, als würde Metall über den Boden kratzen und ein klingendes Echo hinterlassen.

Sofort dachte ich an die Waffe!

Wenn der Bleiche sie mit der Spitze nach unten hielt, war es durchaus möglich, dass sie über den Boden kratzte, und das zweite Geräusch konnten durchaus seine Füße hinterlassen.

Ich blieb in meiner Haltung und stellte fest, dass es sich verstärkte.

Das wiederum ließ nur einen Schluss zu.

Mein Feind kam näher!

Ich ging davon aus, dass die Gestalt mir feindlich gesonnen war, denn Ed Halloran hatte sie auch nicht gerade als einen Freund begrüßt, sondern ihm schwere Verletzungen zugefügt. Halloran war mit Glück entkommen, und als ich mich mit diesem Gedanken

beschäftigte, da überlegte ich mir sogar den Rückzug, auch wenn dieser einer Flucht gleichgekommen wäre.

Warum ich es nicht tat, wusste ich selbst nicht. Es konnte meine Neugierde sein, aber auch die Sorge um meine Freunde Suko und Bloch, die im geheimnisvollen Avalon verschwunden waren. Ich hoffte noch immer, einen Bogen schlagen zu können.

Meine Haltung veränderte ich nicht. Kniend wartete ich auf die Gestalt. Dabei noch immer geduckt und den Kopf leicht vorgeschoben. Es war mir zudem gelungen, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen und leise zu atmen.

Mein Gegner schaffte es, sich zurechtzufinden. Er änderte seine Richtung nicht. Auf direktem Weg schritt er mir entgegen. Die Laute hatten sich verstärkt. Das Klirren, das entstand, wenn das Metall über den Boden kratzte, erfüllte mein Gehör.

Wie weit war es noch entfernt?

Die Schritte waren kaum zu schätzen. Die absolute Finsternis verzerrte alles.

Meine Spannung nahm zu. Ich fühlte mich wie elektrisch aufgeladen. Nicht dass die Haare knisterten oder sich in die Höhe stellten, so ähnlich aber kam ich mir schon vor.

Ich erwartete den Angriff!

Wieder ein Schritt, dann noch einer.

Ich hielt den Atem an.

Nichts war zu spüren, trotzdem wusste ich, dass sich der andere direkt vor mir befand.

Im nächsten Augenblick kam es zum ersten Kontakt, und ich spürte den ersten scharfen Schmerz…

***

Eine glühende Pfeilspitze bahnte sich einen Weg durch die Haare und senkte sich so weit in die Tiefe, dass sie auch meine Kopfhaut nicht verschonte. Sie schrammte über die dünne Kopfhaut hinweg und riss sie dabei auf.

Ich konnte diesen Weg genau verfolgen, weil ich mich auf den Angriff konzentriert hatte, und der schmale Riss auf meinem Kopf, aus dem etwas Blut strömte, war nicht länger als der kleine Finger eines Menschen. Er war trotzdem unangenehm, denn er brannte, als wäre noch Säure hineingeträufelt worden.

Ich legte mich flach auf den Boden.

Es war mein Glück, denn dieses verfluchte Messer verfehlte mich.

Ich spürte noch den Luftzug, als es dicht an meinem Ohr vorbeistreifte. Es hätte noch gefehlt, wenn ich plötzlich nur mit einem Ohr herumgelaufen wäre wie der Maler van Gogh.

Mit meiner Angst hatte ich nicht zu kämpfen, weil sie einfach nicht

vorhanden war. Ich hatte mich so gut wie möglich auf meinen unsichtbaren Gegner eingestellt, und ich wollte einfach nicht verlieren und so aussehen wie Ed Halloran.

Noch immer liegend konzentrierte ich mich auf die Trittgeräusche des Unsichtbaren.

Ich hörte sie nicht mehr.

Die Stille tat mir gut, ich überlegte und kam zu dem Ergebnis, dass er dicht in meiner Nähe stehengeblieben war. Sicherlich sah er in der Dunkelheit, und eine schreckliche Vorstellung wallte durch mein Gehirn.

Da stand er plötzlich dicht neben mir, beide Arme hochgereckt, mit den Händen den Griff der Waffe umklammert, wobei die Spitze auf mich zeigte. Wenn er seine Waffe losließ und sie den direkten Weg nahm, würde sie mich in der Mitte erwischen.

Die fürchterliche Vorstellung lähmte mich nicht, im Gegenteil, sie machte mich mobil.

Tu etwas!

Es war wie immer im Leben. Wer nichts tut, der kann nur verlieren. Ich bäumte mich auf, aber ich verlor dabei nicht den Überblick, sondern ging gezielt vor.

Wo stand die Gestalt?

Innerhalb von Sekunden ließ ich das eben Erlebte noch einmal vor meinem geistigen Auge ablaufen. Wenn ich mich nicht sehr täuschte, dann musste der Gegner an der rechten Seite stehen, sehr dicht neben mir. Da gab es einen simplen Trick.

Zugreifen und ihn umreißen. Nach Möglichkeit den Knöchel zu fassen bekommen.

Ich atmete kaum, wartete ab, aber ich bewegte bereits meine rechte Hand. Und ich hatte auch das Gefühl, dass sich mir die verdammte Waffe wieder näherte.

Trotz der kühlen Witterung in der Höhle war ich schweißbedeckt.

Griff ich ins Leere, oder berührte ich die Gestalt zu schwach, war es vorbei, denn dann konnte sie meinen Vorsatz sehr leicht erraten.

Ich schob die rechte Hand zur Seite, blieb dabei etwas über dem Untergrund, um mich nicht durch schleifende Geräusche schon vorher zu verraten.

Dann berührte ich die Gestalt. Es war wie ein Hauch – aber ich fasste zu.

Und ich hatte Glück. Meine rechte Hand umklammerte, etwas Dünnes, was sich im ersten Moment wie ein Knochen anfühlte, auch einer sein musste, jedoch ein besonderer, denn er war von einer sehr dünnen Haut überzogen.

Ich zerrte daran!

Einen Schritt hörte ich nicht, dafür andere Geräusche. Etwas kratzte

hart auf dem Untergrund. Da ich die Gestalt in meine Richtung gezerrt hatte, würde sie genau in die entgegengesetzte Richtung fallen. Ich hielt meine »Beute« auch weiterhin fest, dann hörte ich den Aufprall, der leider von keinem Krachen der Knochen begleitet wurde, was mir wiederum bewies, dass ich es mit keinem Skelett zu tun hatte, denn das wäre möglicherweise auseinandergebrochen.

Der Gegner lag auf dem Boden.

Obwohl ich nichts sehen konnte, wurde ich aktiv. Ich hatte mir ausgerechnet, wo ungefähr sein Aufprall stattgefunden hatte, und genau dort kroch ich hin.

Ich war sehr schnell und hielt dabei den rechten Arm halb erhoben und ausgestreckt, um einen möglichen Angriff mit dieser verdammten Waffe abwehren zu können.

Ich hatte das nötige Glück und kriegte einen Arm zu fassen. War es auch der richtige, der rechte Waffenarm?

Ich wusste es nicht, hoffte es aber und versuchte im Liegen den Arm wegzuschieben. Dabei hatte ich mich zwangsläufig weiter vorbewegen müssen und lag plötzlich auf der Gestalt. Ich spürte, wie hart sie war, vielleicht war es doch ein Skelett. Ich machte weiter, hob den Arm an, setzte auch meine linke Hand ein und presste sie flach auf das Gesicht der Gestalt.

Ein knochiges Gesicht, aber mit einer sehr dünnen, lederartigen Haut umspannt, die meinem Griff schon einen gehörigen Widerstand entgegensetzte, denn sie riss nicht.

Meine Finger bewegten sich wie Würmer, weil ich das Gesicht ertasten wollte. Es gab Augen, eine Nase, auch einen Mund, nur fühlte ich keine Lippen.

Den rechten Arm bewegte mein Feind nicht. Ich hielt ihn nach wie vor gegen den steinigen Boden gepresst, aber die Haltung oder der halbe Sieg brachten mir kaum etwas ein, denn irgendwo musste es ja weitergehen.

Einen normalen Menschen hätte ich bewusstlos schlagen können, hier war das wohl unmöglich. Doch mein Glück hielt an, denn die Umgebung veränderte sich.

Es war nicht direkt zu sehen, aber zu fühlen. Die Schwärze wich zur Seite, löste sich auf, wie auch immer. Etwas glitt über mein Gesicht und die freien Stellen meines Körpers hinweg, und nur deshalb kriegte ich es so deutlich mit, und es wurde auch von einer ungewöhnlichen Kälte begleitet.

Die Geister verließen den Ort…

Und ich hielt meinen Gegner fest, der sich nicht wehrte. Um mich herum wich die absolute Schwärze, es wurde normal dunkel. Ich riskierte einen Blick nach rechts.

War dort tatsächlich der Durchbruch zu sehen, oder bildete ich ihn

mir nur ein?
Keine Einbildung, denn der hellere Fleck musste einfach das Tor zur Höhle sein.
Ich hätte jubeln können, aber ich wusste auch, dass ich noch nicht gewonnen hatte.
Unter mir lag er und rührte sich nicht. Das Wesen hielt seine Waffe fest, ohne sie einsetzen zu können, weil ich den rechten Arm mit meinem Gewicht zu Boden presste. Das wiederum wunderte mich, normalerweise waren dämonische Feinde oder schwarzmagische Gegner nicht so leicht zu besiegen.
Was hier war mit dem los?
Ich kam damit nicht zurecht, und ich empfand seltsamerweise keine Feindschaft ihm gegenüber. Auch kein Bedauern, ich stand ihm einfach neutral gegenüber.
Konnte ich es riskieren und ihn loslassen? Zuerst musste die Gestalt entwaffnet werden. Ich zerrte ihm mit einem heftigen Ruck den lanzenartigen Gegenstand aus der Klaue und schleuderte ihn zur Seite. All das ließ er mit sich geschehen, als wäre alle Kraft aus seinem knochigen Körper gewichen.
Was war da passiert? Wieso stand ich plötzlich so hoch über ihm?
Warum verspürte ich keine Furcht?
Ich drängte mich zurück, noch sehr vorsichtig, weil ich erwartete, dass er in die Höhe springen und mich angreifen würde. Aber er blieb einfach liegen. Eine Gestalt, die aufgegeben hatte und über keine Kraft mehr verfügte.
Vorbei…
Ich atmete tief aus und fühlte mich zum erstenmal besser, ja, sogar wie ein Sieger. Dieses Wesen hatte mir keinen Widerstand entgegengesetzt, worüber ich mich natürlich im nachhinein wunderte und auch über die Gründe nachdachte.
War ich zu stark? Hatte sich die Gegenwart meines Kreuzes doch bemerkbar gemacht, ohne dass ich davon etwas gespürt hatte? An meine eigene Stärke wollte ich kaum glauben, da überschätzte ich mich wirklich nicht selbst, aber es konnte durchaus der zweite Grund zutreffen. Die Gestalt schaffte es nicht mehr. Sie war wirklich zu schwach, und ich wollte einfach sehen, wie sie jetzt reagierte.
Die Stablampe hatte ich nicht verloren. Sie steckte noch in meiner Tasche und schaute mit einem Teil des Griffs nach draußen. Ich zog die Leuchte hervor und knipste sie an.
Diesmal strahlte das Licht auf. Es glich einem kalten, hellen Arm, der die normale Dunkelheit durchschnitt und das anvisierte Ziel direkt traf, eben die bleiche Gestalt.
Auch sie hatte sich aufgesetzt. Ich hatte mich auf den Schädel konzentriert und musste schon beim ersten Anblick zugeben, dass die

Gestalt etwas Mumienhaftes an sich hatte. Der Anblick konnte einen Menschen schon das Gruseln lehren. Die Haut war so scharf und straff über sein Gesicht gespannt, dass sich an den Augen so etwas wie eine Mongolenfalte hatte bilden können. Sie erinnerten mich an schräggestellte Schlitze, in denen die Pupillen wie winzige Laternen leuchteten. Unterhalb der Augen beulte sich die dünne Haut nach innen ein, so dass sie dort Kuhlen bildete. Straff war sie auch über die Wangen gespannt bis hin zum Mund, der eigentlich keiner war, sondern nur ein Schnitt im Gesicht und völlig lippenlos. Die Nase sah aus wie ein knöcherner Buckel, der allerdings in die Breite weglief, so dass er kaum hervortrat. Ich sah dünne Ohren, aber keine Haare.

Dafür fiel mir jetzt etwas anderes auf, das ich nicht gesehen hatte, als die Gestalt zum ersten Mal im Eingang des Tunnels stand.

Sie trug eine Kutte, einen dunklen, möglicherweise schwarzblauen Umhang, der über den knochigen Schultern hing und vom Stoff her so breit war, dass sich die Gestalt darin hatte einwickeln können.

Ich kriegte fast Mitleid mit ihr. Die Gestalt hockte vor mir am Boden wie jemand, der sich verirrt hatte und plötzlich in der Kälte anfing zu frieren.

Ich leuchtete sie vom Kopf bis zu den Füßen ab. Sie schauten aus dem Saum hervor und waren hochkant gestellt, so dass der Schein die Sohlen traf.

Ich sah dünne Zehen, ich sah die Knochen, und wiederum war die Haut darüber gespannt worden.

Wer war diese Person?

Die Frage brannte mir auf den Lippen. Bisher hatte ich noch nicht erfahren, ob sie überhaupt fähig war, einige Worte zu reden. Verstand sie meine Sprache, oder war es ihr nur möglich, sich durch irgendwelche Zeichen oder Wortfragmente zu verständigen?

Wie immer kam es auf einen Versuch an, und ich zögerte nicht länger. »Wer bist du?«

Er hatte mich gehört. Ob er mich auch verstanden hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls hob der Namenlose – so sah ich ihn – den Kopf leicht an. Tiere hätten die Ohren gespitzt. Möglicherweise war es bei ihm auch so.

Ich ließ einige Sekunden verstreichen, ohne eine Antwort zu erhalten. Noch einmal setzte ich nach. »Sag mir deinen Namen, wenn es dir möglich ist und du mich verstehst.« Meine Worte hallten in der Höhle nach. Zum erstenmal nach meinem Betreten hatte ich auch die Gewissheit, mich in einem derartigen Raum aufzuhalten. Ich leuchtete in das Gesicht des Fremden und lauerte auf eine Reaktion.

Da gab es tatsächlich eine.

Ein Zucken nur, doch immerhin…

»Sag ihn!«, forderte ich ihn auf. »Du kannst mit mir reden. Ich will

dir nichts.«

Er überlegte und machte es spannend. Er wartete noch, bewegte wieder seinen lippenlosen Mund, und etwas knirschte tief in seinem Rachen, als würde dort Glas zerbrechen. Wollte er nicht, konnte er nicht? Jedenfalls war es ein wichtiger Zeuge. Diese Ahnung war plötzlich zu einem Wissen geworden. Etwas anderes geschah auch.

Mein Geist befreite sich. Mir eröffneten sich plötzlich Möglichkeiten.

Ich fühlte mich so stark, nicht körperlich, sondern geistig stark und kam mir vor wie jemand, der auf einer Wolke seinen Platz gefunden hatte und allmählich davonschwebte, ohne aber den Problemen aus dem Weg zu gehen.

Es war die Erkenntnis, wieder vor einem Tor im Leben zu stehen, das aufgestoßen werden musste, um ein großes oder auch ein neues Wissen zu erlangen.

Wichtige Erkentnisse, etwas Wunderbares, das mir nur über diese Gestalt zuteil werden konnte.

»Wer…?«

Jetzt bewegten sich die Hände. Ich sah, wie sich die Haut noch mehr spannte. Dabei entstand nicht das leiseste Geräusch, kein Knacken der Knochen, auch kein Kratzen oder Schaben, es lief in einer geisterhaften Lautlosigkeit ab.

Dann sprach er. Ich erstarrte im ersten Augenblick, als ich die Stimme vernahm. Sie war menschlich und klang trotzdem anders, als wäre sie durch eine Membrane »gefiltert« worden, die zudem noch die einzelnen Buchstaben auseinander riss.

»J-O-H-N…«

Ich rührte mich nicht. Ich überlegte. Hatte die Antwort tatsächlich John gelautet? Ich hieß John. Das hatte nichts zu sagen, den Namen gab es öfter, doch merkwürdig kam mir das schon vor, denn ein Verwandter war die Gestalt wirklich nicht.

Der lippenlose Mund hatte sich bei dieser Antwort zuckend bewegt. Danach war er wieder zugeklappt, bildete nur mehr einen Strich, aber was ich da gehört hatte, war einfach zuwenig gewesen.

Er hatte bestimmt noch einen Nachnamen, und ich wollte ihn wissen.

»Ich heiße auch John,«, sagte ich leise, »und zwar John Sinclair. Ich glaube, dass du auch einen Nachnamen hast…«

Er nickte.

Ein Teilerfolg, das war gut. Wenn er ihn mir nicht direkt sagen wollte, musste ich versuchen, auf Umwegen an ihn heranzukommen, und stellte deshalb eine Frage, die gar nicht zum Thema passte. »Du bist anders als ich. Wir beide können uns nicht vergleichen. Wie ist es möglich, dass wir uns trotzdem verstehen?«

Diesmal bekam ich eine Antwort. Sie klang schon flüssiger als beim ersten Versuch. »Du hast ein Kreuz…«

Ich war überrascht. »Ja, das habe ich. Kennst du es?«

»Vielleicht.«

»Dann musst du sehr alt sein.«

»Ich weiß nicht mehr, was Zeiten sind. Ich bin ein Verlierer, denn ich habe das Erbe nicht übernehmen können, wie man es mir angetragen hat.«

»Wer tat es? Und wann?«

»Vor langer Zeit. Ein sehr gütiger, weiser, mächtiger Mann, der sich aber den König, der Kirche und auch großen Orden zu Feinden gemacht hat. Die anderen Gewalten waren stärker. Sie haben ihn und seine Getreuen verfolgt. Sie waren voller Neid und Hass, und sie haben schließlich durch das Feuer gewonnen.«

Ich hatte sehr genau zugehört und mir dabei trotzdem meine eigenen Gedanken gemacht. In diesen schlichten Sätzen steckte eine gehörige Portion Brisanz. Ich brauchte nicht mal lange darüber nachzudenken, wen er gemeint hatte. Da passte alles zusammen: die Kirche, der Staat, die anderen Orden.

Das war zusammengefasst der letzte Teil der offiziellen Templergeschichte.

Und der Mann im Feuer?

Ich dachte nicht mehr weiter, sondern fasste meine Gedanken in Worten. »War es Jakob von Molay oder Jacques de Molay, von dem du vorhin gesprochen hast?«

Für einen Moment sah es so aus, als wollte er sich aufrichten. Ich hatte ins Ziel getroffen, denn wiederum nickte er. Leider fügte er keine Erklärung hinzu. Möglicherweise war ihm mein Wissen auch unheimlich geworden.

Und so fragte ich ihn weiter. »Wenn du so gut über Jacques de Molay Bescheid weißt, über den letzten Führer der Templer also, wer bist du dann?«

»Ein Nichts«, flüsterte er abgehackt.

»Das glaube ich dir nicht. Wer bist du?«

»Ein Versager.«

»Wer bist du wirklich?« Ich blieb mit meinen einfachen Fragen beim Thema. Es war wichtig für mich, denn ich spürte, dass ich dicht davorstand, ein Geheimnis der Templer aufzudecken, von dem wahrscheinlich nicht mal der Abbé Bloch etwas wusste.

»Ich habe es dir schon gesagt.«

»Nur halb, denn auch Versager haben Namen. Du erinnerst dich aber an den März des Jahres 1314…?«

»Es war ein schlimmer Tag.«

»Das weiß ich ebenfalls. Damals wurde Jacques de Molay zusammen mit seinen Getreuen auf der Isle de Cité hingerichtet. Sie wurden dem Feuer übergeben, so dass sich Kirche und Staat die Hände reiben

konnten. Sie waren davon überzeugt, den Orden zerschlagen zu haben, doch da haben sie sich geirrt, wie ich jetzt weiß. Die Geschichte hat geforscht, und man weiß heute viel. Deshalb möchte ich dich noch einmal fragen, was du damit zu tun hast.«

»Viel…«

»Das ist mir nicht genug. Wir haben Zeit, mein Freund. Wir können vorn beginnen, am besten ist, wenn du anfängst und mir deinen vollen Namen sagst. Dann könnte ich eventuell Verbindungen ziehen, denn auch ich bin mit den Templern verwandt.«

Er stimmte mir durch ein Nicken zu.

Noch bewegte ich mich an der Peripherie des Kreises. Es musste mir gelingen, in das Zentrum zu gelangen, und dazu brauchte ich die Aussagen dieses Zeitzeugen.

Ich schien ihn bereits überzeugt zu haben, denn er hatte seine Haltung verändert. Er war mir mehr zugetan, und als er mir die erste wichtige Antwort gab, da bewegte er sogar seinen Oberkörper nach vorn. »Ich heiße John Mark Lomenius…«

Da war es heraus. Ich hatte ihn auch richtig verstanden. Im ersten Augenblick spürte ich die Enttäuschung wie einen Schlag in die Magengrube.

Himmel, was hatte ich mir nicht für Namen vorgestellt, aber dieser war mir auf keinen Fall geläufig. Den hatte ich beim besten Willen noch nicht gehört, und ich hob auch mit einer entsprechenden Geste beide Schultern.

»Nein, du kennst mich nicht.«

»Das ist richtig.«

»Du hast auch nie von mir gehört?«

»Sicherlich nicht. Ich hätte es dir schon gesagt und würde dich nicht belügen.«

»Und doch kennst du dich bei den Templern aus. Du besitzt auch das Kreuz, ich habe es gespürt und gesehen, denn diese Dunkelheit ist nicht gleichzusetzen mit der Verdammnis. Ich fasse allmählich großes Vertrauen zu dir.«

Diesmal lächelte ich. »Das ehrt mich sehr, mein Freund. Ich freue mich auch, deinen Namen gehört zu haben, doch ich kann damit leider wenig anfangen. Ich stelle mir aber vor, dass du für Jacques de Molay sehr wichtig gewesen sein musst.«

»Damals schon«, gab er zu.

»Wie wichtig?«

Lomenius überlegte. Er schaute sich in der Höhle um. In seinen Augen bewegte sich das Licht, ja, so kamen mir seine Pupillen jetzt vor, als bestünden sie aus Licht. »Er vertraute mir, denn er wusste ja, was auf ihn und den Orden zukommen würde. Es gab viele Anzeichen, über die ich jetzt nicht sprechen möchte. Doch die Templer suchten

einen Weg, damit wenigstens ihre Botschaft überleben konnte.«
»Hatte man dich auserwählt.«
»Es war de Molay, der dies tat?«
»Und warum suchte er gerade dich aus, John Mark?«
Die Gestalt bewegte sich. Es sah seltsam aus, denn alles wirkte bei ihr abgehackt. »Ich weiß es auch nicht.«
»Du hast ihn gekannt.«
»Gut sogar.«
»Dann warst du auch in seiner Nähe?«
Er nickte. »Ich… ich war sein Vertrauter. Er … er hat mir vieles gesagt.«
Ich horchte auf. Wenn ich ihn dazu bringen konnte, zu reden, dann lüftete sich möglicherweise der Schleier eines weiteren Geheimnisses, der die Templer betraf. »Ich weiß, dass du mir nicht alles sagen kannst, es ist sehr viel Zeit vergangen, aber das Wichtigste wirst du schon behalten haben.«
»Lass mich nachdenken.«
»Wir haben alle Zeit der Welt.«
Das war zwar etwas übertrieben, aber er tat mir auch den Gefallen und dachte nicht zu lange nach. »Es war eine schlimme Zeit damals«, sagte er mit seiner monotonen Stimme. »Viele von uns fürchteten sich. Die Templer sollten vernichtet werden. Es gab immer wieder Tote. Viele von uns waren plötzlich nicht mehr da. Sie verschwanden und kehrten auch nicht mehr zurück. Wir mussten sie einfach abschreiben, und es war eine sehr schlimme Zeit. Jacques de Molay wusste dies, er traf die nötigen Vorbereitungen, er holte mich aus diesem Land, er machte mich zu einem Vertrauten. Wir redeten über vieles, auch über den Tod, und besonders über seinen Tod. Jacques wusste, dass sie ihn erwischen würden. Da er nicht abschwören würde, blieb ihm nur der Tod. Aber er wollte, dass der Orden weiterlebte, und darüber haben wir eben in langen Tagen und Nächten in der Einsamkeit gesprochen. Er übertrug auf mich eine gewaltige Verantwortung. Ich sollte nach seinem Tod den Orden weiterleiten. Ich war ein Ritter, und ich sollte der neue Großmeister werden.«
»Bist du es geworden?« Meine Stimme klang ziemlich atemlos, denn was ich in den letzten Sekunden erfahren hatte, das glich schon einem historischen Sprengstoff. Sosehr ich mich um die Geschichte der Templer bisher bemüht hatte, von einem offiziellen Nachfolger des Jacques de Molay hatte ich noch nichts gehört. Jetzt saß er vor mir, er hatte überlebt, wenn auch nicht in der früheren Gestalt, doch das war in diesem Moment sekundär.
»Ob ich es geworden bin, fragst du?« Er lachte hohl. »Schau mich doch an. Wie kann jemand wie ich der Nachfolger eines so großen und gewaltigen Menschen werden? Nein, ich habe es nicht geschafft.«

»Du hast dich bemüht?«

»O ja«, sagte er, »das habe ich. Retten konnte ich Jacques de Molay nicht mehr. Er und seine Getreuen gingen ins Feuer. Doch zuvor hat er es geschafft, mir die Flucht zu ermöglichen. Er hatte mich in vieles eingeweiht, mir das Wissen um so manches Geheimnis mit auf den Weg gegeben. Ich wollte den Orden auch zusammenhalten, musste aber zuvor fliehen und suchte mir meine alte Heimat aus. Ich erreichte England an dem Tag, als Jacques starb. Ich fühlte in meinem Herzen einen gewaltigen Zorn, bis hin zum blinden Hass, aber ich dachte auch an die Worte des letzten Templerführers, und ich sagte mir, dass ich mich von diesen Trieben auf keinen Fall leiten lassen durfte. Ich wollte die Templer zusammenbringen. Einige Getreue und ich suchten nach Spuren, wobei wir behutsam vorgehen mussten. Und wir suchten auch nach Fluchtpunkten, wo wir uns vor der verfolgenden Meute verbergen konnten. Die Kirche und die Orden gaben nicht locker, sie suchten uns, und es hatte sich bei ihnen herumgesprochen, dass ich jetzt der neue Anführer war. Auf meine Ergreifung war eine hohe Belohnung ausgesetzt, aber sie schafften es nicht. Ich konnte mich verstecken und wartete, bis einige Jahre vergangen waren. Ich lebte als Eremit in den Wäldern, ich kriegte kaum einen Menschen zu Gesicht. Erst nach diesen Jahren traute ich mich wieder hervor.«

»Gab es noch Templer?«

»O ja, es gab sie, aber es war schlimm geworden, denn viele von ihnen hatten den falschen Weg eingeschlagen. Aus Wut, aus Zorn und aus Rache hatten sie sich einem schrecklichen Wesen zugewandt, vor dem mich Jacques schon immer gewarnt hatte.«

»Baphomet!«, sagte ich.

Lomenius war überrascht. »Du kennst ihn?«

»Sehr gut sogar. Im Prinzip hat sich zu früher nichts verändert, aber ich wollte dich nicht unterbrechen. Bitte sprich weiter, deine Worte sind zu interessant.«

»Es gibt nicht mehr viel zu reden, denn ich habe verloren.«

»Warum?«

»Ich ließ mich zu sehr von meinen Gefühlen leiten. Jetzt verfolgte mich nicht nur die Kirche, auch meine ehemaligen Freunde waren hinter mir her. Sie wollten mich umdrehen, ich sollte ebenfalls zu einem Diener des Dämons mit den Karfunkelaugen werden, aber ich habe mich immer geweigert, denn ich fühlte mich an das Versprechen gebunden, das ich Jacques de Molay gab.«

»Wer fing dich?«

»Verräter in den eigenen Reihen. Sie stellten mir eine Falle. Ich wurde gefangen und vor den Altar des Dämons geschleppt, der genau an dieser Stelle hier aufgebaut worden war. Ja, hier hat Baphomet eine Heimat gehabt, hier haben sie ihm gedient, hier feierten sie die

grausamen Blutfeste.«

»Hast du es gesehen?«

»Und ob ich es gesehen habe. Sie hatten für mich einen Käfig gebaut und sperrten mich hinein. Ich konnte ihnen zusehen, wie sie ihre ehemaligen Ideale beschmutzten und in den Dreck zerrten. Sie verachteten das Kreuz so sehr, dass es mir weh tat und ich auch jetzt nicht darüber reden möchte. Irgendwann hatten sie dann genug, wandten sich mir wieder zu und prahlten mit ihrer Stärke. Damals hatte es diese Höhle schon gegeben, sie war ein besonderes Versteck, ausschließlich den Baphomet-Dienern bekannt.«

»Was hast du getan?«

»Ich spie sie an!«

»Womit dein Schicksal besiegelt war.«

»Ja.«

»Was taten sie?«

»Sie begannen mit der Folter. Mit einer schlimmem Folter…« Seine Stimme brach fast ab. »Dieser Tortour war eines Ritters unwürdig, aber darum kümmerten sie sich nicht. Sie wollten mir Stück für Stück das Leben nehmen. Mit langen Zangen fingen sie an, mir die Haut vom Körper zu ziehen, die sie kochten und selbst aßen. Ich will nicht mehr sagen, aber ich konnte seltsamerweise auch nicht sterben. Ich erlebte all die Qualen bei vollem Bewusstsein und sah mich immer nur als eine blutige Masse.«

»Bist du gestorben?«

Ich konnte nicht sagen, ob er auf diese Frage geantwortet hatte, aber er gab mir eine ungewöhnliche Antwort. »Ich starb und lebte trotzdem. Oder kannst du dir vorstellen, dass eine Person wie ich zu den Lebenden gezählt werden soll?«

»Im Prinzip schon…«

»Bitte, du darfst nicht lügen. Ich bin ein lebender Leichnam, und mir wurde die Haut vom Körper gezogen…«

»Ja, das weiß ich alles. Es muss doch jemand gegeben haben, der dich rettete…«

Er nickte. Wenn eine Mischung aus Skelett und Mensch nachdenklich aussehen konnte, so war das bei John Mark Lomenius tatsächlich der Fall. Ich hatte den Eindruck, dass er so aussah, und er flüsterte mir die nächste Antwort zu. »Wenn ich ehrlich sein soll, dann haben mich meine Freunde aus Avalon gerettet!«

Ich saß da und war wie elektrisiert. Ich hockte wie auf dem Sprung, bewegte mich aber nicht, weil da plötzlich eine Gänsehaut war, die mich wie ein Gefängnis umgab. Mein Gott, auf diesen Begriff hatte ich gewartet wie ein Normalverdiener auf den neuen Monat, wo ihm sein Lohn oder Gehalt überwiesen wurde, und ich merkte, dass diese zweite Haut nur allmählich verschwand. Intervallweise löste sie sich

auf.

Lomenius hatte meine Veränderung bemerkt, denn er fragte: »Was ist mit dir?«

»Avalon«, sagte ich nur. »Ich habe, als ich in die Höhle eintrat, Stimmen gehört…«

»Ja, sie waren da. Es sind meine Retter gewesen.«

»Die aus, Avalon?«

Er gab mir keine direkte Antwort. »Erinnere dich daran, dass ich ein Ritter gewesen bin. Auch ich reiste durch die Lande und war auf der Suche nach Avalon, der geheimnisvolle Nebelinsel. Ich habe die großen Taten der Ritter gehört, die zu König Artus zählten, denn sie haben den Weg gefunden, weit vor mir.«

Ich präzisierte ihn. »Sprichst du von den Rittern der Tafelrunde, mein Freund?«

»Sie sind es gewesen. Ich habe Kontakt zu ihnen aufnehmen können, denn du musst wissen, dass ich mein Gönner de Molay in viele Geheimnisse eingeweiht habe. Unter der Folter wurde mein Körper geschunden, aber mein Geist konnte sich befreien. In den Pausen zwischen diesen schrecklichen Vorgängen erinnerte ich mich an die mir auf den Weg mitgegebenen Mysterien, und ich versuchte, sie um Hilfe zu bitten. Die Ritter stellten sich nicht taub. Ich hatte den Kontakt bekommen, ich flehte sie um Hilfe an, und sie kamen. Meinetwegen haben sie die Nebelinsel verlassen. Sie kamen als mächtige Geistwesen, sie fegten wie ein Sturmwind über die Folterknechte hinweg, und sie zerstörten sie.«

Ich atmete schnaufend aus. »Dadurch bist du gerettet worden, nehme ich an.«

»Ja, ich war gerettet und lebte auch. Aber wie ich lebte, das war schrecklich. Ich wollte ebenfalls auf die Insel gelangen, aber die Ritter taten mir den Gefallen nicht. Sie sprachen davon, dass ich nicht reif genug wäre, dass meine Zeit irgendwann kommen würde, und zwar in ferner Zukunft. Jahrhunderte würden vergehen, bis es soweit war. Der Geist der Nebelinsel würde währenddessen meinen Körper halten. Sosehr ich auch bettelte und flehte, sie ließen sich auf nichts ein, ich aber blieb allein zurück an der Stätte meiner Folter, in einer gewaltigen Höhle, die du ebenfalls kennen gelernt hast. Ich erhielt eine Waffe von ihnen, um mich verteidigen zu können. Es tut mir Leid, dass ich dich damit berührt habe, aber ich wusste noch nicht, wie wir uns gegenüberstehen würden, denn vor kurzer Zeit ist schon jemand gekommen, der nicht zu meinen Freunden zählte.«

»Ich kenne ihn.«

»Ich hätte ihn vielleicht töten müssen.«

»Warum hast du es nicht getan?«

»Weil ich es nicht konnte und mich nicht mit den anderen auf eine

Stufe stellen wollte. Nun aber spüre ich, dass die Zeit gekommen ist, um endgültig von diesem zu langen Leben Abschied zu nehmen. Ich stehe bereits in einer Zwischenstufe, ich bin weder Mensch noch Geist, aber ich spüre unter meinen Füßen die Brücke nach Avalon, wo ich in den Kreis der Gerechten aufgenommen werde und auch das rätselhafte Grab des König Artus besuchen kann. So hat sich das Versprechen der Ritter erfüllt, und zwar durch eine Person, die denselben Vornamen trägt wie ich.«

»Dann soll ich dich töten?«

»So darfst du es nicht nennen. Erlösen ist das richtige Wort. Ich muss hin, ich will nicht mehr länger leiden. Andere sollen meinen Kampf aufnehmen, und ich denke, dass du dazu der richtige Mann bist, John Sinclair.«

Ob ich das nun war oder nicht, wollte ich dahingestellt sein lassen, mir ging es um ganz andere Dinge. Ich suchte Avalon, ich suchte auch meinen Freund Suko und den Abbé. Ich wusste auch nicht, ob sich mir die Gelegenheit noch einmal bot, über Glastonbury nach Avalon zu gelangen, das war alles viel zu vage, und ich hatte mich schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass sich hier eine Chance bot. Deshalb sagte ich: »Nimm mich mit nach Avalon!«

»Nein!«

»Doch, ich will…«

»Es darf niemand hinein, der…«

»Das weiß ich nicht so genau. Die Zeiten haben sich geändert. Zwar existieren die alten Regeln und Gesetze noch, doch manches ist anders geworden. Ich habe Avalon erlebt, ich habe eine Freundin dort, ich habe den Zauberer Merlin gesehen, und ich muss zwei meiner Freunde wieder zurück in diese Welt holen.«

»Es geht nicht.«

»Dann werde ich einen anderen Weg suchen.«

»Welchen?«

»Ich bin der Besitzer eines Sessels, der aus Knochen besteht und…«

Es gelang mir nicht mehr, weiterzusprechen. Mit einer heftigen Bewegung fuhr er in die Höhe. Aus seinem Mund löste sich ein wilder, gellender Schrei. »Der Sessel, du kennst den Sessel…« Er brach ab.

Es hörte sich an, als würde er schluchzen.

Seine Reaktion hatte mich aus dem Konzept gebracht, und ich fragte mich, weshalb er überzogen handelte. Dann aber dachte ich weiter und gleichzeitig auch zurück.

Ich erinnerte mich daran, wie sehr ich mich angestrengt hatte, um herauszufinden, wer die Gestalt gewesen war, aus der jetzt der Skelett-Sessel bestand.

Eine Antwort hatte ich bisher nicht bekommen, nun aber sah es anders aus. Die Reaktion des John Mark Lomenius ließ darauf

schließen. Er musste etwas über den Sessel wissen.

»Kennst du ihn?«, fragte ich.

Bestimmt hatte er meine Frage gehört, aber er gab noch keine Antwort, sondern drehte sich auf der Stelle und sah aus, als wäre für ihn eine Welt zusammengebrochen. Ich ließ ihn in Ruhe. Es dauerte schon eine Weile, bis er sich wieder normal gab. Im Licht meiner Stableuchte kam seine sich heftig bewegende Gestalt endlich zur Ruhe.

»Was hat dich so erschreckt?«, fragte ich ihn.

»Du hast den Sessel?«

»Ja – ich…«

»Ihn kann nur jemand besitzen, der auch… aber du hast ja das Kreuz. Ich habe es bisher nicht glauben wollen. Es war ein Gerücht, mehr ein Gedanke, der durch die Jahrhunderte wehte, aber ich weiß jetzt Bescheid, ja, es gibt ihn. Es ist alles so geschehen, wie man es mir sagte.«

»Was sagte man dir?«

»Man kann mich vernichten, aber ich werde trotzdem nicht so gestorben sein, wie es sich die anderen gern wünschen.«

»Wer sagte das?«

Erstaunen schwang in seiner nächsten Frage mit. »Weißt du das tatsächlich nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Es war Jacques de Molay, der mir das sagte…«

Obwohl es mir wie Schuppen von den Augen fiel, schloss ich sie.

Plötzlich klärte sich alles auf. Mir war, als hätte jemand einen gewaltigen Vorhang zur Seite gerissen. Ich wusste nun, wer diese Gestalt gewesen war, aus dem sich der Sessel geformt hatte oder von anderen geformt worden war.

Jacques de Molay, der letzte Großmeister der Templer!

***

Die Zeit war zu einem gewaltigen Fluss geworden, der alles mit sich zerrte, was sich ihm in den Weg stellte und sich ihm nicht widersetzen konnte. Auch ich gehörte dazu. Ich schwamm mit, ich hatte meine Umwelt vergessen, ich saß wie auf einer Insel, die von der Strömung fortgerissen wurde.

Ich fühlte mich auch wie ein Sandkorn in der Unendlichkeit der Wüste, aber dieses Korn wuchs, es überragte sehr bald alle anderen und stieg während eines plötzlichen Windstoßes aus ihnen hervor, was mein Denken wieder an die Oberfläche riss.

Ich saß noch immer in der Höhle, hielt noch immer die Stableuchte fest, doch der Strahl fiel gegen den Boden. Er erreichte Lomenius nicht mehr, den ich nun im Halbschatten sah.

Es dauerte etwas, bis ich meine ungewöhnliche Trance überwunden hatte. Das Wissen aber blieb. Mir war jetzt bekannt, wem der Körper gehört hatte, aus dem später der Sessel gebildet worden war.

Ohne dass ich Lomenius dazu hätte auffordern müssen, begann er mit seiner Erklärung. »Ich habe dich überrascht gesehen. Ich weiß, dass du einer von uns bist, ich kann dir mein volles Vertrauen schenken, und ich will dir sagen, dass de Molay genau gewusst hat, dass nach seinem Tod etwas mit ihm passiert. Es war ähnlich wie bei mir, nur eben doch anders. Sein Fleisch ist verbrannt, seine Knochen nicht. Sie widerstanden dem Feuer, denn der Großmeister war ein Kenner der Mystiken. Er hatte mich und auch sich gut vorbereitet, denn er wollte, dass auch noch nach seinem Tod etwas in Bewegung blieb, und er war davon überzeugt, dass er an die richtige Stelle gelangen würde. Er hat mir nie etwas Genaues gesagt, doch ich erinnere mich gut an einige seiner Worte. Er wusste, dass nach seinem Tod etwas mit ihm geschehen würde, dass es dann eine Veränderung gab, und er hoffte nur, dass seine Feinde dies nicht merkten. Sie haben es nicht getan, und der Sessel hat seine Bestimmung gefunden.«

»Ja, das hat er«, flüsterte ich und fühlte mich dabei wie von einem langen Kampf erschöpft. »Leider wussten seine Feinde doch über ihn Bescheid, denn Baphomet und seine Diener haben versucht, den Sessel in ihre Gewalt zu bringen. Es gelang ihnen nicht, doch darüber möchte ich nicht reden. Ich weiß, wo er steht, er ist bei den Templern von Alet-les-Bains gut aufgehoben.«

»Und bei dir.«

»Ich denke schon.«

»Damit kannst du einiges beginnen, John.«

Ich lächelte. »Ja, er wird mich nach Avalon bringen können. Die Kraft ist nicht vergangen.«

»Und genau dort möchte ich hin.« Er starrte mich flehend an, als ich mich aus meiner sitzenden Position erhob. »Bitte, sorge du dafür, dass ich hier nicht mehr zu sein brauche. Gib mir die Chance, das Land meiner Träume zu sehen.«

»Dazu müsste ich dich töten.«

»Tötest du denn einen Menschen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nein, du tötest keinen Menschen. Es gibt eine Möglichkeit, wie du es schaffen kannst.«

»Welche ist das?«

»Nimm meine Waffe. Sie ist sehr scharf, wie du sicherlich weißt. Du kannst mir damit den Schädel abschlagen.« Er brachte seine dürren Hände zusammen, über die Spitzen hinweg schaute er mich flehentlich an. »Es ist kein Mord, John Sinclair. Du brauchst dein Gewissen damit nicht zu belasten.«

Ich atmete schwer. Viele Gedanken durchzuckten meinen Kopf.
War es wirklich kein Mord?
»Bitte, John, Freund…«
Was sollte er noch in dieser Welt jetzt, wo sein Geheimnis gelüftet war?
Ich schwankte bereits.
»Tu es doch, ich flehe dich an…« Er meinte es ernst, sehr ernst sogar, denn er sackte zusammen und kroch auf seine Waffe zu. Er wollte sie nehmen.
Ich ließ ihn und starrte ins Leere. Sollte ich diese Tat wirklich begehen?
Lomenius stand wieder auf. Mit langsamen Bewegungen kam er in die Höhe, seine Waffe hielt er fest. Beide Hände hatte er um den Griff geklammert, die Spitze zeigte nach unten. Sie schwebte nur eine Handbreit über dem Boden.
Er kam auf mich zu, und im Schein der Lampe sah er aus wie ein skelettiertes Gespenst. Da war eine neue Haut gewachsen, sehr dünn und bleich. Die mächtige Kraft eines anderen Reiches hatte ihn so lange »leben« lassen.
Er blieb stehen. »Bitte…«
Ich konnte nicht anders, ich musste die Waffe anfassen, denn er hielt sie mir hin. Da ich nicht zur Seite ging, berührte sie mich sogar.
Ich nahm sie.
»Und jetzt schlage mir bitte den Kopf ab!«, flüsterte er. »Dann endlich kann ich mit meinen Freunden vereint sein. Für mich, für meinen Geist steht das Tor nach Avalon weit offen, ganz weit…«
Ich ging einen Schritt zurück. Ja, ich würde es tun, ich hatte mich dazu entschlossen, aber ich kam mir dabei auch vor wie ein Henker, und ich tat es nicht gern.
Ich steckte die Stableuchte in meinem Gürtel so fest, dass der Strahl schräg in die Höhe fiel und auch die Gestalt des John Mark Lomenius erfasste.
Beide Hände umklammerten den Waffengriff.
Ich holte Luft.
Noch einmal schaute ich in das Gesicht meines Gegenübers und auch in dessen Augen.
Darin las ich eine wahnsinnige Freude auf die Zukunft.
Das gab bei mir den Ausschlag.
Ich schlug zu!

***

Während ich ausholte, hatte ich meine Augen geschlossen, weil ich einfach meiner eigenen Tat nicht zuschauen konnte.
Ich traf genau, spürte für einen Moment den Widerstand, dann war er

weg.

Ich öffnete die Augen.

Vor mir sah ich den kopflosen Körper. Im hellen Licht wirkte er besonders makaber. Er schwankte, und ich ließ die Waffe sinken.

Automatisch zog ich die Lampe aus dem Gürtel und leuchtete dorthin, wo der Kopf meiner Ansicht nach liegen musste.

Dort sah ich ihn auch.

Mit dem Gesicht nach oben, mit Augen ohne Glanz und mit Rissen in der Haut, die anfingen, sich allmählich zu vergrößern. Ich wusste, dass dieses Gefühl zusammenbrechen würde, denn beim Körper, der inzwischen gefallen war, trat der gleiche Effekt ein.

Die Waffe warf ich weg. Ich wollte sie nicht mehr. Ich fühlte mich nicht gut, aber tief in meinem Innern sagte mir mein Gewissen, dass ich genau das Richtige getan hatte.

Es ging immer weiter, das Leben lief fort, auch für mich, und ich hatte endlich wieder einen Teil im gewaltigen Mosaik des Schicksals gefunden.

Ich wusste nun, dass der letzte Großmeister der Templer in der Gestalt eines Skelett-Sessels weiterlebte.

Ein Irrsinn, mit dem ich in Zukunft zurechtkommen musste. Das alles strahlte mir durch den Kopf, als ich mich auf den Rückweg machte und dann den normalen Stollen verließ.

Ed Halloran hatte gewartet. Er fror, er schaute mich an. Fragen lagen auf seiner Zunge, aber er stellte nur eine, die ihm am wichtigsten erschien. »Was ist denn? Was machen wir jetzt?«

Ich lächelte ihn schwach an. »Nach Hause«, sagte ich. »Wir fahren nach Hause…«

ENDE